



Die Zufriedenheit der BewohnerInnen des Übergangswohnheimes Krems mit dem ihnen bereitgestellten Angebot

Klaus Korb

Diplomarbeit
eingereicht zur Erlangung des Grades
Magister(FH) für sozialwissenschaftliche Berufe
an der Fachhochschule St. Pölten
im September 2009

Erstbegutachterin:
Dr. Edith Singer

Zweitbegutachter:
Mag.(FH) Sepp Ginner

Abstract

Diese Arbeit behandelt das Thema der Zufriedenheit der BewohnerInnen des Übergangwohnheimes Krems, mit dem ihnen bereitgestellten Angebot. Es soll aufgezeigt werden, ob es Missstände gibt und wie diese behoben oder verbessert werden könnten. Unter anderem soll der Zusammenhang zwischen derzeitiger Angebotsstruktur und dem Grad der Zufriedenheit/Unzufriedenheit untersucht werden. Ziel der Arbeit ist es also, die Zufriedenheit der BewohnerInnen dieses Übergangwohnheimes im Bezug auf Kontrolle, Strukturierung, Wohneinheiten, Zusammenleben etc. festzustellen und Anregungen, Wünsche und Verbesserungsvorschläge der KundInnen wahrzunehmen und zu reflektieren. Die Forschungsfragen wurden anhand eines standardisierten Fragebogens, der aus einer Fokusgruppe heraus erstellt wurde, beantwortet. Die Auswertung der Daten erfolgte quantitativ und qualitativ.

Der empirische Teil wurde folglich in einen theoretischen Rahmen gebracht. Zunächst wurde der Begriff des Betreuten Wohnens erklärt, dann auf das Thema der Wohnungslosigkeit eingegangen. Im nächsten Kapitel wurde die Selbstwirksamkeitstheorie von Bandura mit verschiedenen Aspekten von Motivations- und Attributionstheorien beschrieben und auf das Phänomen der erlernten Hilflosigkeit eingegangen.

Aus den Forschungsergebnissen wurde deutlich, dass die Zufriedenheit der BewohnerInnen mit dem Angebot des ÜWH Krems auseinander geht. Insgesamt ist es schwierig generelle Aussagen zu tätigen, weil die Zufriedenheit der BewohnerInnen von ihren individuellen Bedürfnissen bzw. Motivationsprozessen (in Richtung einer Verbesserung ihrer Situation), abhängt. Es wird im Rahmen dieser Diplomarbeit deutlich, dass das ÜWH Krems den Standards einer Wohnungslosen-Unterbringung entspricht, außer dass es eventuell zu wenig Einzelzimmer besitzt. Die Zufriedenheit der BewohnerInnen ist allerdings auch in Zusammenhang mit sozialpsychologischen Aspekten zu sehen.

Abstract

The diploma thesis deals with the satisfaction of homeless people with the service provisions in a temporary accommodation in Krems.

The correlation between the structure of services and the degree of satisfaction is examined and evaluated to identify potential deplorable states of affairs and find ways of improvement.

The level of satisfaction was assessed in relation to control, structures, types of rooms, the living together etc. Suggestions, wishes, and ideas of improvement of the clients were taken into consideration.

The research questions are answered by applying qualitative and quantitative methods of social research, namely the focus group and a standardized questionnaire. The interviews are carried out with the people living in the temporary accommodation.

The thesis consists of an empirical part with the research and a theoretical part. The theory refers to social psychological studies such as the self-efficacy theory, motivation- and attribution theories and the learned helplessness.

The research results show that the level of satisfaction is not homogeneous. It is difficult to formulate generalized conclusions because the level of satisfaction depends on individual needs and motivational processes to improve one's own situation.

This thesis shows that the transitional home in Krems is up to the standards of facilities for homeless people, although it does not provide enough single rooms. The satisfaction of the clients should also be viewed in correlation with socio psychological aspects and must take into account the need for promoting self-help skills and other life skills.

Danke

In erster Linie möchte ich mich bei meinen Eltern Peter und Herta Korb bedanken, die mich während meines Studiums immer unterstützten und mir das Studium an der Fachhochschule St. Pölten ermöglicht haben.

Meinen Großeltern will ich an dieser Stelle ebenfalls für ihre großzügige Unterstützung Dank sagen.

Weiters möchte ich mich bei meiner Freundin Lucia für ihre tatkräftige Unterstützung im Laufe der Entstehung dieser Diplomarbeit recht herzlich bedanken.

Bei meinem Freund und Kollegen Gerald Aichinger möchte ich mich ebenfalls für seine Unterstützung bedanken.

Mein Dank gilt auch allen InterviewpartnerInnen, die ich für meine Diplomarbeit befragt habe und dem gesamten Team des ÜWH Krems.

Außerdem möchte ich mich bei meiner Erstbegutachterin, Frau Dr. Edith Singer bedanken. Sowohl aus ihrer professionellen Unterstützung als auch aus ihren behilflichen Vorschlägen, konnte ich im Zuge der Entstehung dieser Diplomarbeit großen Nutzen ziehen.

Inhalt

1 Einleitung	7
1.1 Ausgangslage	7
1.2 Forschungsfrage	7
1.3 Methode	8
1.4 Vorgehensweise	9
2 Betreutes Wohnen – „Übergangswohnen“	10
2.1 Definition Betreutes Wohnen	10
2.2 Ziele des Betreuten Wohnens	11
2.3 Angebotsschwerpunkte von Wohnungsloseneinrichtungen	12
2.4 Zielgruppen	12
2.5 Standards der Unterbringung	13
2.5.1 Räumliche (Mindest-) Standards	13
2.5.2 Ausstattung bzw. Möblierung	13
2.6 Verweildauer	14
3 Wohnungslosigkeit	15
3.1 Definition	15
3.2 Wohnungslosigkeit in Österreich	16
3.3 Ursachen von Wohnungslosigkeit	16
4 Sozialpsychologische Aspekte	18
4.1 Selbstwirksamkeitstheorie nach A. Bandura	18
4.2 Attribution: Psychologie der Kausalität	21
4.3 Erlernte Hilflosigkeit	23
5 Forschungsdesign	25
5.1 Forschungsfeld ÜWH Krems	25
5.1.1 Zielsetzungen	26
5.1.2 Angebot	26
5.1.3 Aufnahme	27
5.2 Auswahl der InterviewpartnerInnen	28
5.3 Methoden der Datenerhebung	28
5.3.1 Qualitative Analyse nach Mayring	29
5.3.2 Quantitative Inhaltsanalyse - Fragebogen	31
5.3.3 Frequenzanalyse nach Mayring	31
6 Ergebnisse der Forschung	33
6.1 Fokusgruppenergebnisse	33
6.1.1 Wohnausstattung/Physische Wohnbedingungen	33
6.1.1.1 Küche	33
6.1.1.2 Bad/Sanitäre Einrichtungen	34
6.1.1.3 Ausstattung/Größe	34
6.1.1.4 Verbesserungsvorschläge der BewohnerInnen	34
6.1.1.5 Reflexion	35
6.1.2 Struktur und Kontrolle	35
6.1.2.1 Alkomat - Test	36
6.1.2.2 Wohnungskontrollen	36
6.1.2.3 Strukturen – Unterstützung	37
6.1.2.4 Erleben der Zeit im ÜWH	37
6.1.2.5 Verbesserungsvorschläge der BewohnerInnen	38

6.1.2.6 Reflexion	38
6.1.3 Privatsphäre	38
6.1.3.1 Wohnsituationen.....	39
6.1.3.2 Besuchssituationen	39
6.1.3.3 Einzelgespräche	40
6.1.3.4 Verbesserungsvorschläge der BewohnerInnen.....	40
6.1.3.5 Reflexion	40
6.1.4 Betreuung und Intimität	41
6.1.4.1 Betreuung – Einzelgespräche	41
6.1.4.2 Hausrunden.....	42
6.1.4.3 Verbesserungsvorschläge der BewohnerInnen.....	42
6.1.4.4 Reflexion	43
6.1.5 Soziale Kontakte und Stigmatisierung	43
6.1.5.1 Freizeitgestaltung	44
6.1.5.3 Verbesserungsvorschläge der BewohnerInnen.....	45
6.1.5.4 Reflexion	45
6.2 Fragebogenauswertung.....	46
6.2.1 Privatsphäre	47
6.2.2 Kontrollen.....	48
6.2.3 Allgemeines Wohlbefinden.....	49
6.2.4 Beratung	50
6.2.5 Freizeitangebot	51
6.2.6 Sozialräume	51
6.2.7 ÜWH allgemein	52
6.2.8 Zusammenfassung Fragebogenergebnisse.....	53
6.3 Zentrale Ergebnisse - Reflexion empirische Forschung	56
7 Zusammenführung Forschung und Theorie.....	57
8 Reflexion und Schlussfolgerungen	60
9 Literatur	64
10 Anhang.....	70

1 Einleitung

1.1 Ausgangslage

Seit März 2006 bin ich in der niederösterreichischen Sozialhilfeeinrichtung „Übergangswohnheim Krems“ als Honorarkraft an den Wochenenden und Feiertagen, in der Freizeitbetreuung tätig. Der regelmäßige Kontakt mit den BewohnerInnen ermöglicht mir einen näheren Einblick in deren Wohnsituationen und Lebensbedingungen.

Während meiner Tätigkeit im Übergangswohnheim Krems (wird im Folgenden als ÜWH abgekürzt) konnte ich immer wieder feststellen, dass viele KlientInnen mit dem Angebot bzw. mit bestimmten Regeln im Haus nicht zufrieden sind. Mein Interesse bestand daher darin, die Zufriedenheit der KundInnen zu erforschen und anschließend über die gegebenenfalls vorliegenden Anregungen einer Veränderung zu reflektieren.

1.2 Forschungsfrage

Schon aus dem Titel ergeben sich verschiedene Forschungsfragen, auf die ich in meiner Arbeit versuche eine wissenschaftlich fundierte Antwort zu finden. Meine zentrale Forschungsfrage bezieht sich auf die Zufriedenheit der KundInnen des Übergangswohnheimes Krems.

Dazu müssen zunächst einmal ein paar Basisbegriffe erklärt und analysiert werden: Was bedeutet betreutes Wohnen und wer ist die Zielgruppe?

Des Weiteren soll aufgezeigt werden, ob es Missstände im ÜWH gibt und wie diese behoben oder verbessert werden könnten. Zusammenfassend lauten meine Forschungsfragen:

- Wie zufrieden sind die BewohnerInnen mit dem ihnen bereitgestellten Angebot?
- Welche Änderungen wären wünschenswert?
- Zusammenhang zwischen derzeitiger Angebotsstruktur und Grad der Zufriedenheit/Unzufriedenheit.

Ziel der Arbeit ist es also die Zufriedenheit der BewohnerInnen dieses Übergangswohnheimes im Bezug auf Kontrolle, Strukturierung, Wohneinheiten, Zusammenleben etc. festzustellen und Anregungen, Wünsche sowie Verbesserungsvorschläge der KundInnen wahrzunehmen und zu reflektieren.

Diese Leitfragen werde ich nun mit der Verbindung aus eigenem empirischen Material, das im Kapitel Forschungsdesign vorgestellt wird und wissenschaftlicher Literatur zu sozialpsychologischen Aspekten, versuchen zu beantworten. Des Weiteren werde ich darlegen, welche sozialwissenschaftlichen Methoden ich zur Interview- und Fragebogenauswertung verwendet habe und auf welche theoretischen Grundkonzepte der Attributions- und Selbstwirksamkeitstheorien ich eingehen werde.

Ich werde nun einen Überblick über die Methode und den Aufbau meiner Arbeit geben.

1.3 Methode

Der Typus der vorliegenden Arbeit und seiner Ergebnisse besteht aus einer Literaturrecherche zu Betreutem Wohnen, Wohnungslosigkeit und sozialpsychologischen Aspekten, die in diesem Zusammenhang relevant sind, kombiniert mit einer qualitativen und quantitativen Studie zur Zufriedenheit der BewohnerInnen des ÜWH Krems.

Ein standardisierter Fragebogen wurde aus einer Fokusgruppe heraus erstellt, welche quantitativ und qualitativ ausgewertet wurden.

1.4 Vorgehensweise

Nach dieser Einleitung werde ich nun einen Überblick über den Aufbau meiner Arbeit geben.

Meine Diplomarbeit ist in zwei große Teile gegliedert, wobei der Erste die notwendigen Begriffserklärungen und den theoretischen Kontext darlegt, der Zweite auf die Titelthematik, sowie auf die Hauptfragestellung eingeht: Die Zufriedenheit der BewohnerInnen des Übergangwohnheimes Krems mit dem ihnen bereitgestellten Angebot.

Im Theorieteil wird zunächst auf den Begriff des Betreuten Wohnens eingegangen, im nächsten Kapitel beschäftige ich mich mit dem Thema der Wohnungslosigkeit. Im vierten Kapitel setze ich mich mit der Selbstwirksamkeitstheorie von Bandura, mit verschiedenen Aspekten von Motivations- und Attributionstheorien und mit dem Phänomen der erlernten Hilflosigkeit auseinander. Die Darstellung des Forschungsdesigns charakterisiert das fünfte Kapitel, wo die Methodik der Herangehensweise erläutert wird. Es werden die ausgewählten Erhebungsinstrumente der Fokusgruppe und des Fragebogens, die InterviewpartnerInnen und die Auswertungsverfahren vorgestellt. Im sechsten Kapitel werden die Ergebnisse und Interpretationen der empirischen Forschung dargelegt. Am Ende dieses Kapitels werden die einzelnen analytischen Teile zusammengeführt und die zentralen Ergebnisse präsentiert. Das siebte Kapitel führt die Theorie mit der Forschung zusammen.

Das letzte Kapitel beinhaltet meine Reflexion und die Schlussfolgerungen, die die Forschungsfragen beantworten.

2 Betreutes Wohnen – „Übergangswohnen“

Als Ergänzung zu meinem empirischen Forschungsteil folgt ein Theoriekapitel, das sich allgemein mit „Betreutem Wohnen“ beschäftigt und darüber hinaus auf das Thema der Wohnungslosigkeit eingeht. Dies ist deshalb von Belangen, weil das Übergangswohnheim Krems in diese beiden Kategorien hineinfällt.

2.1 Definition Betreutes Wohnen

Nach ausgiebiger Literaturrecherche konnte ich feststellen, dass es in der deutschsprachigen Literatur keine eindeutige Begriffsdefinition von „Betreutem Wohnen“, noch von „Übergangswohnen“, das in diesem Begriff beinhaltet ist, gibt.

Wohnen und Betreuung, wird in Einrichtungen oder Organisationen, die den Begriff „Betreutes Wohnen“ verwenden, gemeinsam angeboten. Diese arbeiten mit verschiedenen Arbeitsansätzen und Methoden, ohne vergleichbare Standards wie Wohnverhältnisse oder Qualitäten wie Betreuung und Hilfeplanung (vgl. Schoibl 1999:6).

„Für Betreutes Wohnen gibt es keine einheitliche Definition, keine Standards oder einen allgemeinen Konsens über die Art, den Umfang oder die Struktur der damit verbundenen Betreuungsangebote. Der Begriff Betreutes Wohnen ist nicht gesetzlich geschützt und kann daher praktisch für jedes Wohnangebot verwendet werden. [...] Es gibt lediglich verschiedene Formen des Betreuten Wohnens, die nur im Zusammenhang mit der jeweils angebotenen Leistungspalette zu verstehen und einzuschätzen sind. Betreutes Wohnen bezeichnet ein Prinzip, und keine bestimmte und klar abgegrenzte Wohnform“ (Krause 2007:9-10).

Schoibl (1999:11) formuliert für Österreich folgende Definition von Betreutem Wohnen: „Unter Wohnbetreuungsangeboten werden betreute Wohnheime und Wohngemeinschaften sowie ambulant betreute Wohnplätze und Wohnungen verstanden. Mit dem zur Verfügung gestellten Wohnplatz ist das Angebot der Betreuung - zumeist als verbindliche Voraussetzung - verknüpft. In den meisten Fällen wird mit der Aufnahme auf den Wohnplatz die Bereitschaft zur Betreuung und die Übernahme von betreuungsspezifischen Verpflichtungen der KlientInnen vorausgesetzt. Dabei handelt es sich in den meisten Fällen um befristete Unterbringungsformen bzw. Übergangswohnplätze.“

2.2 Ziele des Betreuten Wohnens

Schoibl (1999:11) beschreibt als Hauptziel von Wohnbetreuung die begleitende und aufbauende Hilfestellung für Menschen, die aus verschiedenen Gründen nicht mehr in der Lage sind, ihr Leben selbstständig zu gestalten. Darüber hinaus geht es auch um die Fähigkeit zukünftig den Forderungen aus wohnrechtlichen Bestimmungen (Mietzahlung, Hausordnung etc.), gerecht zu werden.

Brandenburger (2004:83) beschreibt folgende Ziele von Betreutem Wohnen:

- die soziale Integration
- die autonome Lebensführung
- das Aufholen von Entwicklungsverzögerungen
- die Stabilisierung und Erweiterung von persönlichen und sozialen Ressourcen
- die Erweiterung von Handlungskompetenz
- die Entwicklung einer stabilen Identität
- die Prävention gegen dysfunktionale Bewältigung von Herausforderung

2.3 Angebotsschwerpunkte von Wohnungsloseneinrichtungen

Nach der Grundlagenerhebung der Wohnungslosensituation in Österreich der Bundesarbeitsgemeinschaft Wohnungslosenhilfe (wird im Folgenden als BAWO abgekürzt) (1999:72), nennen Einrichtungen der Wohnungslosenhilfe in Österreich, im Durchschnitt mindestens vier Angebote. Die Schwerpunkte liegen bei Beratung, Betreutem Wohnen, gefolgt von Begleitung bei Amtswegen und Waschgelegenheit.

2.4 Zielgruppen

Als Zielgruppen werden Frauen, Männer, Familien sowie Paare in verschiedenen Altersgruppen genannt. Insgesamt gibt es etwas mehr Einrichtungen für Frauen, nur die Hälfte aller Wohnheime nehmen Familien und Paare auf. Das liegt daran, dass nicht alle Einrichtungen einen gewissen räumlichen Standard erfüllen, aufgrund des Mangels an entsprechend getrennter und vorgesehener Intim- und Privatsphären erfolgt eine getrennt geschlechtliche Unterbringung (vgl. BAWO 1999:74).

Zur Zielgruppe zählen Menschen, die meist durch das Zusammentreffen mehrerer Ursachen wohnungslos geworden sind.

Einkommensarmut ist einer der Auslöser für Wohnungslosigkeit, diese kann aufgrund von Arbeitslosigkeit, gravierenden Einkommensverlusten, Langzeitarbeitslosigkeit, insbesondere von älteren ArbeitnehmerInnen und Problemgruppen des Arbeitsmarktes etc. entstehen (vgl. BAWO 1999: 28-29).

Weitere Ausführungen dazu finden sich im Kapitel 3.3, Ursachen von Wohnungslosigkeit.

2.5 Standards der Unterbringung

Wie schon in Kapitel 2.1 beschrieben, gibt es keine Standards oder einheitlichen Regelungen für Wohnheime. In jedem Bundesland, in jeder Region oder Kommune, gibt es Unterschiede. Dies kann aber auch an der relativ kurzen Zeitspanne der Professionalisierung der Wohnungslosenhilfe liegen (vgl. BAWO 1999:83).

BAWO (2004:2-3) erstellte das „BAWO – Grundsatzprogramm“, ein Grundgerüst wo Vorschläge bzw. Überlegungen zur Festlegung räumlicher Mindeststandards im Betreuten Wohnen enthalten sind, die wie folgt beschrieben werden.

2.5.1 Räumliche (Mindest-) Standards

Jeder/ jede BewohnerIn soll über ein Einbettzimmer als Schlafräum mit mindestens 12m² verfügen, das im Falle einer Unterbringung in einer Wohngemeinschaft bzw. Wohngruppe versperrenbar sein soll. Die Zimmer sollen mit Schließzylindern ausgestattet sein, die sich auch im versperren Zustand von außen öffnen lassen. Zudem sollte Jeder/Jede Zugang zu einem räumlich abgetrennten Bad, Dusche bzw. Duschkabine plus WC haben. Auch eine Kochnische ist vorgesehen (vgl. BAWO 2004:2).

2.5.2 Ausstattung bzw. Möblierung

Die nachstehende Einrichtung wird als unerlässlich für das Wohlbefinden der KlientInnen empfunden, und ermöglicht ihnen eine eigenständige Lebensführung:

- Gemauerte Dusche mit Vorhang, Schiebetür oder Duschkabine
- Kochmöglichkeit mit standardmäßigem Herd
- Kühlschrank mit Kühlfach für effizientere Kühlmöglichkeit
- Abwasch mit Unterbau

- oder Miniküche (Kombination von 2fl. E-Herd, Abwasch und Kühlschrank)
- Einbauküche oder Küchenzeile (1 Oberkasten + 1 Unterkasten)
- Waschtisch
- Spiegel, Spiegelablage oder Spiegelschrank
- Geschirrtuchhalter, Badetuch- bzw. Handtuchhalter, WC-Rollenpapierhalter
- 1 Bett + Matratze
- 1 Tisch
- 1 Kasten, zwei oder dreiteilig
- 3 Sessel
- 1 Wandregal
- Vorhänge oder Rollos als Sichtschutz

Die baulichen bzw. technischen Standards müssen der Bauordnung des jeweiligen Bundeslandes entsprechen (vgl. BAWO 2004:2).

Im BAWO – Grundsatzprogramm wird anschließend festgehalten, dass der ordnungsgemäße Zustand der Wohnung und der Einrichtungsgegenstände wesentlich zum Wohlbefinden der BewohnerInnen beiträgt, während Klientinnen meistens nicht sorgsam mit Wohnungen umgehen, die sie in einem schlechteren Gesamtzustand vorfinden (vgl. BAWO 2004:3).

2.6 Verweildauer

Bei gewissen Einrichtungen ist der Aufenthalt eng limitiert, es wird eine maximale Aufenthaltszeit vorgegeben. In der Grundlagenerhebung zur Wohnungslosensituation in Österreich wurde folgendes festgestellt: Die meisten KlientInnen bleiben ca. ein halbes bis ein ganzes Jahr in einer Einrichtung (vgl. BAWO 1999:79-80).

3 Wohnungslosigkeit

Zu den Einrichtungen der Wohnungslosenhilfe zählen also u.a. Wohnbetreuungsangebote wie betreute Wohnheime und Wohngemeinschaften sowie ambulant betreute Wohnplätze und Wohnungen. Das Angebot der Betreuung geht mit dem Wohnplatz - mehr oder weniger verbindlich - einher. Oftmals steht die Aufnahme in eine solche Institution mit der Bereitschaft zur Betreuung und der Übernahme von betreuungsspezifischen Verpflichtungen der KlientInnen in Verbindung. Meist sind solche Wohnbetreuungsplätze der Wohnungslosenhilfe befristete Unterbringungsformen bzw. Übergangswohnplätze (vgl. BAWO 1999: 42).

An dieser Stelle wäre nun zu definieren, was Wohnungslosigkeit bedeutet und welche Gruppen davon betroffen sind.

3.1 Definition

Wohnungslosigkeit charakterisiert das Fehlen geeigneter Wohnräume und bringt die davon betroffenen Personen in eine schwere existentielle Krise (vgl. BAWO 1999:23).

Das BAWO – Grundsatzprogramm (1999:23) teilt sie in drei Unterkategorien ein: akute Wohnungslosigkeit, bevorstehende Wohnungslosigkeit und potentielle Wohnungslosigkeit.

„Als wohnungslos gilt danach, wer akut über keinen eigenen Wohnraum verfügt, sondern in Pensionen, Herbergen, betreuten oder unbetreuten Wohneinrichtungen oder überhaupt auf der Straße lebt. Weiters werden Personen zu dieser Gruppe gezählt, die in akut gesundheitsschädlichen Wohnungen oder im sozialen Umfeld (Freunde, Bekannte) wohnen. Vom Zustand der bevorstehenden Wohnungslosigkeit sprechen wir bei Personen, die aufgrund einer Kündigung ihrer Wohnung, ihres Arbeitsplatzes mit Firmenunterkunft bzw. einer bevorstehenden Entlassung aus einer stationären

Unterbringung (Krankenhaus, Nervenklinik, therapeutischen Einrichtung, Haft u.a.m.) vom Verlust ihrer derzeitigen Unterkunft bedroht sind, ohne sich aus eigener Kraft Folgewohnraum beschaffen zu können. Als potentiell wohnungslos werden jene Personen eingestuft, bei denen eine unzumutbare oder unzureichende Wohnungs- und Einkommenssituation vorliegt, weshalb sie ständig mit der Drohung eines Wohnungsverlustes bzw. unter den Bedingungen unzureichender Wohnversorgung leben müssen“ (BAWO 1999:24).

Weiters erwähnt BAWO (1999:24) noch die Unterkategorie „versteckte Wohnungslosigkeit“, zu der Menschen die bei Freunden oder Verwandten untergekommen sind zählen, weil sie sich keine eigene Wohnmöglichkeit finanzieren können.

3.2 Wohnungslosigkeit in Österreich

Laut der BAWO sind Personen die Wohnungslosenhilfe beanspruchen (mit Ausnahme der Delogierungsprävention), vorwiegend männliche Österreicher im mittleren Alter, die überwiegend keine Erwerbsarbeit ausüben. Im Gegensatz dazu ist der Frauenanteil ausgesprochen niedrig. Außerdem hat die BAWO einen drastischen Zusammenhang zwischen der durch Langzeitarbeitslosigkeit bewirkten Armut und der Wohnungslosigkeit festgestellt (vgl. BAWO 2009:82).

3.3 Ursachen von Wohnungslosigkeit

Die Gründe für Wohnungslosigkeit sind vielseitig, meistens ist das Zusammentreffen mehrerer Ursachen Auslöser für diese extreme Zwangslage.

Durch den steigenden Lebensstandard unserer neuen Konsumgesellschaft des 20./21. Jahrhunderts, haben sich die Lebenserhaltungskosten sowie die Wohnkosten erhöht. Dadurch wurden einkommensschwächere Schichten sowie Personen und Haushalte in belasteten Lebenssituationen, in eine finanzielle

Notlage gebracht. Als Hauptgrund der Wohnungslosigkeit wird Einkommensarmut genannt. Dabei hat sich der Begriff der „neuen Armut“ etabliert, um das neue Verarmungsphänomen von Mittelschichtpersonen zu bezeichnen (vgl. BAWO 1999:28-29).

Die neuen Entwicklungen führen zu einer erhöhten Scheidungsrate sowie der Zunahme von Klein-, Teilfamilien und Single – Haushalten. Dadurch steigt die Nachfrage nach Wohnräumen. Vor allem Jungfamilien und Trennungshaushalte, die auf erschwingliche Wohnräume angewiesen sind, werden von Armut und in Verbindung damit, von Wohnungslosigkeit betroffen (vgl. BAWO 1999:29).

Weiters hat die Modernisierung und Durchkapitalisierung der Wirtschaft zu einem Abbau subsistenzwirtschaftlicher Möglichkeiten geführt. Auch die selbst organisierte Problem- und Armutsbewältigung hat an Bedeutung verloren.

Wenn eine individuelle Selbstversorgung durch Erwerbsarbeit nicht mehr gegeben ist, kann dies über unterschiedliche Stufen der Verarmung, bis hin zur Abhängigkeit von Sozialhilfe führen.

Oftmals entsteht aus Phasen vorübergehender Armut durch die Kumulation von belastenden Lebensbedingungen eine Verfestigung von Armut; Wohnungslosigkeit ist zumeist Ausdruck bestehender kumulierter Armut (vgl. BAWO 1999:30).

Diese Ursachen decken sich zum Teil mit den Erfahrungen der BewohnerInnen des ÜWH's, der Zielgruppe meines empirischen Forschungsteiles (vgl. dazu Kapitel 5.1, 6.2).

4 Sozialpsychologische Aspekte

Im folgenden Kapitel werden verschiedene sozialpsychologische Theorien beschrieben, die dazu dienen zu verstehen, wie Motivations- und Lernmechanismen - wie sie bei sozial bedürftigen Menschen auftreten können - funktionieren. Dies betrifft u.a. die Zielgruppe Wohnungslose bzw. Personen, die das Angebot von Wohnungsloseneinrichtungen wie das Übergangswohnheim Krems nützen.

4.1 Selbstwirksamkeitstheorie nach A. Bandura

In diesem Kapitel soll darauf eingegangen werden, wie wichtig Überzeugungen über die eigenen Kompetenzen, für die Motivation und Leistungen von Personen sind. Dabei beziehe ich mich auf Basisbegriffe der Lerntheorie des Psychologen Albert Bandura.

Die Selbstwirksamkeit oder die wahrgenommene Fähigkeit mit bestimmten Situationen umgehen zu können, bezieht sich auf Beurteilungen die Menschen abgeben, um ihre eigenen Fähigkeiten einzuschätzen, sich in Bezug auf bestimmte Situationen korrekt zu verhalten. Das heißt, dass Personen in Situationen, wo sie auf ihre Fähigkeiten vertrauen, anders denken, fühlen, sich verhalten und handeln, als in Situationen, die als unsicher empfunden werden. Die Beurteilung der Selbstwirksamkeit hat also erheblichen Einfluss auf unsere Aktivitäten (vgl. Pervin 2000:386).

Demzufolge versuchen Personen die ihre Selbstwirksamkeit als niedrig einschätzen, schwierige Aufgaben zu meiden oder sehen sie als Bedrohung an, während Menschen die ihre Selbstwirksamkeit als hoch einstufen, sie eher als Herausforderung wahrnehmen. Bei dieser Überlegung sollte Selbstwirksamkeit nicht mit Selbstwertgefühl gleichgesetzt werden (vgl. Kutner 1995:74).

Laut Bandura gibt es vier Faktoren, die die subjektive Einschätzung der Selbstwirksamkeit in bestimmten Situationen beeinflussen können:

Das sind zum einen das Ausmaß an emotionalen bzw. physischen Erregungen, verbale Mitteilungen (z.B. Ermunterungen durch andere Personen), zum anderen eigene Erfahrungen in vergleichbaren Situationen, oder indirekte Erfahrungen durch das Beobachten von Referenzpersonen (mit sich selbst vergleichbare Personen) (vgl. Keddi 2008:76).

Selbstwirksamkeitseinschätzungen spielen demnach bei Herausforderungen und Entscheidungen eine große Rolle (vgl. Kutner 1995:77).

Überzeugungen von der Selbstwirksamkeit können Motivationsprozesse beeinflussen. Dies ist auf verschiedene Ebenen bezogen:

1. die Auswahl von Zielen
2. Anstrengung, Ausdauer und Leistung
3. Emotion
4. Bewältigung

Personen mit hoher Selbstwirksamkeits-Überzeugung wählen schwierigere Ziele aus, zeigen größere Anstrengungen, Ausdauer und bessere Leistungen, meistern Aufgaben mit weniger Angst und anderen negativen Emotionen und schaffen es besser mit Stress und Enttäuschungen umzugehen (vgl. Bandura 1992:o.A. zit. in Pervin 2000:391).

Positive Handlungen können die Selbstwirksamkeit erhöhen, sodass für zukünftige Handlungen höhere Standards gesetzt werden können oder die Anstrengungen vermindert werden. Misserfolge jedoch können dazu führen, dass jemand aufgibt oder weiterkämpft, was vom Wert des Ergebnisses und vom Gefühl der Selbstwirksamkeit früherer Anstrengungen abhängt (vgl. Pervin 2000:393).

Bandura unterscheidet weiters zwei kognitive Quellen der Motivation. Zum einen die Ergebniserwartungen und zum anderen die Selbstwirksamkeitserwartungen. Diese beiden sind voneinander unabhängig (vgl. Mielke 1984:63).

Demnach wird das individuelle Leistungsverhalten von Personen nicht nur durch ihre Zielsetzungen und Ergebniserwartungen („*outcome expectations*“), sondern auch durch ihre Selbstwirksamkeitserwartungen („*self-efficacy expectations*“), beeinflusst (vgl. Bandura 1986, 1991:o.A. zit. in Keddi 2008:75).

Nach Bandura bedeutet die Selbstwirksamkeitserwartung soviel wie die „Überzeugung, dass man das Verhalten erfolgreich ausführen kann, das zur Erlangung des Verhaltensergebnisses erforderlich ist“ (Bandura 1977:193 zit. in Mielke 1984:124).

Die Ergebniserwartung ist die Annahme, dass ein bestimmtes Verhalten zu einem bestimmten Ergebnis führt (vgl. Mielke 1984:63).

Bevor also jemand eine Handlung durchführt, schätzt er oder sie die eigenen Fähigkeiten ein und bildet subjektive Erwartungen über die möglichen Folgen (vgl. Keddi 2008:75).

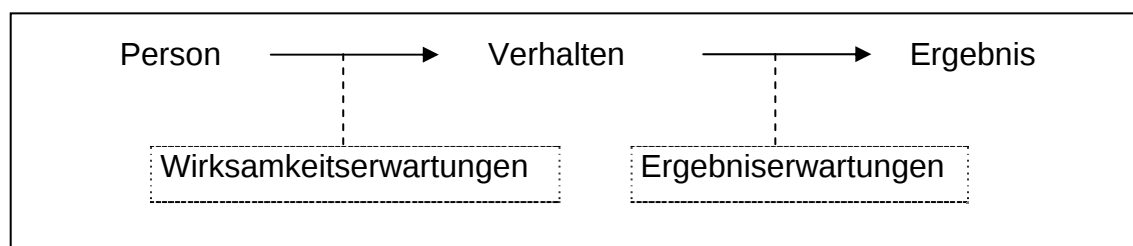


Abbildung 1: Unterschied zwischen Wirksamkeitserwartung und Ergebniserwartung (vgl. Mielke 1984:63)

Bandura spricht neben den Erwartungen über die Ergebnisse eines Verhaltens, außerdem noch von der Selbstwirksamkeitserwartung, die sich darauf bezieht, ob man in der Lage sein wird sich so zu verhalten, dass man das vorher erwartete Ergebnis erreicht.

Diese weitere Art von Erwartung ist erst in einer Lerntheorie relevant, die davon ausgeht, dass gelernt werden kann, ohne dass das Verhalten von einem/einer selbst ausgeführt wird (vgl. Mielke 1984:64). Also durch Beobachtungslernen.

Lerntheorien beschäftigen sich allgemein damit, wie sich Erfahrungen die man mit Verhalten macht, auf weitere Verhaltensweisen auswirken. Bei der sozialen Lerntheorie von Bandura, geht es vor allem um Modelllernen (vgl. Mielke 1984:9).

4.2 Attribution: Psychologie der Kausalität

Bei den Attributionstheorien handelt es sich nicht um eine Theorie, sondern um mehrere verwandte Theorien, die Gemeinsamkeiten aufweisen (vgl. Herkner 1980:14).

Attributionstheoretiker setzen sich mit der Wahrnehmung von Kausalität auseinander, was soviel bedeutet wie die wahrgenommenen Ursachen, die für das Eintreten eines bestimmten Ereignisses zuständig sind (vgl. Weiner 1994:220).

Diesen Theorien liegt also die Annahme zu Grunde, dass Menschen motiviert sind zu erfahren, „warum“ ein Ereignis eingetreten ist. Z.B. handelt es sich um eine absichtlich ausgeführte Tat, oder um ein Versehen?

Dabei ist eine der wesentlichen Überlegungen, die Unterscheidung zwischen internalen und externalen Ursachenfaktoren. Die ersteren beziehen sich auf die Person (z.B. Fähigkeit, Anstrengung), während die letzteren in der Umwelt lokalisiert sind (vgl. Weiner 1994:255).

Diese Faktoren stehen in Verbindung mit dem Verhalten einer Person.

Als eine der wichtigsten Variablen der Attributionsforschung, wird der sogenannte „Ort der Kontrolle“ gesehen. Rotter unterscheidet hier zwischen innerer Kontrolle, was soviel bedeutet, dass jemand glaubt sein Geschick

hänge von ihm selbst ab, und äußerer Kontrolle, die sich auf z.B. Schicksalsgläubigkeit oder Zufälle bezieht (vgl. Herkner 2001:44).

Dabei sollte man aber nach Weiner eine weitere Attributionsdimension beachten: die Stabilität und Instabilität der subjektiven Kausalfaktoren (vgl. Herkner 2001:45).

	intern	extern
stabil	Fähigkeiten, Können	Schwierigkeitsgrad eines Problems
Variabel	Anstrengung, Wollen	Glück, Zufall

Abbildung 2: Vierfelderschema der Attribution von Weiner (vgl. Herkner 2001:45)

Zu den stabilen internen Faktoren gehören Fähigkeiten, zu den instabilen Anstrengung, Aufwand und Wollen.

Zu den stabilen externen subjektiven Ursachen werden die Schwierigkeiten einer Aufgabe oder die Komplexität einer Situation gezählt. Die instabilen hingegen sind Glück oder Zufall (vgl. Herkner 2001:45).

Eine Reihe von Ursachenfaktoren erklären Erfolg und Misserfolg in leistungsbezogenen Kontexten. Die Attribution des Misserfolges auf stabile Faktoren, führt zu einer geringen Erfolgserwartung und zu einer niedrigen Extinktionsresistenz (d.h. je weniger man mit Erfolg rechnet, desto eher gibt man auf). Andererseits führt die Attribution des Misserfolges auf variable Faktoren, zu einer hohen Extinktionsresistenz (d.h. je eher man mit Erfolg rechnet, desto eher wird man fortsetzen) (vgl. Herkner 2001:46-47).

Attributionen hängen noch von vielen anderen Faktoren ab, wie z.B. in Kelley's Theorie, vom Vergleich mit anderen Personen. Seine Attributionstheorie geht davon aus, dass Kausalüberlegungen durch die Beobachtung des Verhaltens

einer bestimmten Person gegenüber einem bestimmten Objekt, zu einem bestimmten Zeitpunkt entstehen (vgl. Herkner 2001:48, 286).

Ähnlich wie die kurz vorher beschriebene Theorie von Rotter (Ort der Kontrolle), ist das Konzept von Seligman, der das erste Konzept einer Theorie erlernter Hilflosigkeit 1975 formulierte.

4.3 Erlernte Hilflosigkeit

Wenn Situationen, in denen kein Zusammenhang zwischen Verhalten und Umweltereignissen feststellbar ist, erlebt werden, dann werden Ereignisse vom Verhalten als unabhängig wahrgenommen (vgl. Herkner 1980:56).

Demnach gelten Personen die einem unkontrollierbaren Ereignis ausgesetzt sind, als hilflos. Die Verallgemeinerung und die Wahrnehmung der Unbeeinflussbarkeit nennt man erlernte Hilflosigkeit. Dieser erlernte Kontrollverlust wird auf zukünftige Situationen übertragen, obwohl diese vielleicht kontrollierbar wären (vgl. Herkner 2001:102).

Die erlernte Hilflosigkeit beeinflusst Menschen nach Seligman dreifach durch folgende Punkte:

- 1) Einfluss auf die Motivation: Passivität – wenn man sowieso nichts verändern kann, ist kein Ansporn vorhanden überhaupt etwas zu tun.
- 2) Einflüsse auf Lernprozesse: Erlernte Hilflosigkeit beeinträchtigt spätere Lernprozesse insoweit, dass der Zusammenhang von Verhalten bzw. Strafreizen nicht mehr erkannt wird.
- 3) Einflüsse auf Gefühle: Wenn man nichts ändern kann, führt dies zu depressiven Verstimmungen und Traurigkeit (vgl. Herkner 2001:102).

Diese drei Auswirkungen stehen untereinander in Verbindung und können als Folgen einer spezifischen Hilflosigkeitserfahrung angesehen werden (vgl. Broome 1998:26).

Die Kernaussage der „erlernten Hilflosigkeit“ nach Seligman sagt uns, „dass Erwartungen der Unkontrollierbarkeit Beeinträchtigungen in der Lern- und Leistungsfähigkeit eines Individuums hervorrufen“ (Broome 1998:28).

Auf Grund der Ergebnisse von Beobachtungen und Experimenten, wurde diese erste Hilflosigkeitstheorie mehrmals kritisiert. Vor allem die universelle Annahme, dass Unkontrollierbarkeit immer zu Hilflosigkeit führt. Unter anderem weil Hilflosigkeit vorübergehend oder chronisch sein kann, und dieser Zustand in vielen oder in nur ganz bestimmten Situationen auftreten kann. Außerdem kann Hilflosigkeit in manchen Fällen in Verbindung mit einem Selbstwertverlust stehen (vgl. Herkner 2001:108).

Eine theoretische Weiterentwicklung der Hilflosigkeitstheorie von Abramson, Seligman und Teasdale wurde 1978 entwickelt. Diese beinhaltet auch Attributionsprozesse. Erst nach einer Ursachenzuschreibung entstehen Erwartungen über eine zukünftige Nichtkontrolle, welche in der Folge zur erlernten Hilflosigkeit führt (vgl. Broome 1998:32).

5 Forschungsdesign

Um meine Forschungsfragen zu beantworten, entschied ich mich für eine quantitative, als auch für eine qualitative Sozialforschung. Aus einer Fokusgruppendifkussion mit den BewohnerInnen des ÜWH Krems, wurden Fragen für einen standardisierten Fragebogen entwickelt. Meine Fokusgruppendifkussion sehe ich als qualitatives Interview an, das ich daher mittels Mayrings Inhaltsanalyse ausgewertet habe. Mit Hilfe der Kategorien, die sich daraus entwickelten, erstellte ich einen Fragebogen der von allen die zu diesem Zeitpunkt im ÜWH Krems ansässigen BewohnerInnen, welche die Zielgruppe meiner Forschung darstellen, ausgefüllt wurde. Diese Daten wurden quantitativ ausgewertet.

Zuerst möchte ich aber mein Forschungsfeld, die Sozialhilfeeinrichtung des Landes Niederösterreichs Übergangwohnheim Krems, vorstellen.

5.1 Forschungsfeld ÜWH Krems

Der Zugang zum Forschungsfeld eröffnete sich mir durch meine Mitarbeit im Honorarkräfte team des ÜWH's. Die Eingrenzung des Feldes deckt sich mit dem institutionellen Rahmen, der von vornherein gegeben war. An dieser Stelle möchte ich anhand des Konzeptes des Vereines gegen Wohnungslosigkeit (2007), diese Institution vorstellen.

Seit 1989 betreut das Übergangwohnheim in Krems wohnungslose Menschen. Diese weisen verschiedene soziale Defizite auf, so sind manche aufgrund ihres persönlichen Schicksals obdachlos oder von Obdachlosigkeit bedroht, das betrifft u.a. Arbeitslose, Delogierte, Haftentlassene und ProbandInnen der Bewährungshilfe sowie auch Verwahrloste oder psychisch Kranke nach einem stationären Aufenthalt mit günstiger Diagnose. Mit AlkoholikerInnen wird ein spezielles Entwöhnungsprogramm mit anschließender therapeutischer Begleitung erarbeitet. Personen mit zu großen Defiziten werden nicht in das Übergangwohnheim aufgenommen.

Das Angebot richtet sich an Männer und Frauen sowie an (Ehe-) Paare und Familien, ab der Volljährigkeit bis zur Erreichung des Pensionsalters (vgl. Verein gegen Wohnungslosigkeit 2007:2).

5.1.1 Zielsetzungen

Ziele der Betreuung sind das Erlangen von mehr Selbstwert und der Aufbau von neuen Perspektiven, denn mangelndes Selbstvertrauen in die eigenen Fähigkeiten, das Leugnen der eigenen Stärken und das Gefühl, von geringem Wert zu sein, kennzeichnen oftmals diese Personen.

Ein zusätzliches Ziel der Betreuung ist es, die BewohnerInnen zur Wahrnehmung der eigenen Aufgaben zu motivieren. Es sollen kleine Schritte in Richtung mehr Selbständigkeit und Aktivität in der eigenen Lebensgestaltung gesetzt werden.

So soll auf der Seite der BewohnerInnen Vertrauen in die eigenen Fähigkeiten und der Betreuungsperson entstehen. Den BewohnerInnen soll es gelingen Schwächen zuzugeben und anstatt schwierigen Situationen aus dem Weg zu gehen, sich diesen zu stellen. Um sich realistische Ziele für die eigene Lebensführung setzen und verwirklichen zu können, ist das Akzeptieren der eigenen Stärken und Schwächen unumgänglich.

Der Aufenthalt im Übergangwohnheim soll klären, ob eine eigenständige Haushaltsführung aufgrund der erworbenen Fertigkeiten möglich ist oder ob ein längeres Verweilen in einer stationären Einrichtung notwendig ist (vgl. Verein gegen Wohnungslosigkeit 2007:3).

5.1.2 Angebot

Das Angebot der Betreuung umfasst folgende Bereiche:

Unterstützung und Beratung bei Wohnungs- und Arbeitssuche, im Bereich Finanzen und Schulden, beruflichen und persönlichen Problemen, Gesundheits- und Alkoholproblemen, Haushaltsführung, Umsiedlung und

Behördenwegen, Krisen und Konflikten, psychischer, sozialer und materieller Stabilisierung.

Weiters ist eine medizinische- und Freizeitbetreuung, Psycho- und Soziotherapie, Bereitschaftsdienst während der Nacht bzw. an Wochenenden und regelmäßige Hausversammlungen vorgesehen.

Das räumliche Angebot umfasst bis zu 19 betreute Wohnplätze (acht Wohnungen) für Frauen, Männer und Familien, Kochmöglichkeiten und sanitäre Anlagen in jeder Wohnung und einen Gemeinschaftsraum (vgl. Verein gegen Wohnungslosigkeit 2007:5-6).

5.1.3 Aufnahme

Als Voraussetzungen für eine Aufnahme in das ÜWH sind folgende Kriterien ausschlaggebend: Freiwilligkeit, Kooperationsbereitschaft, Vertragsfähigkeit, Nutzen des Betreuungsangebotes, Akzeptanz der Hausordnung. Weiters sollten die Faktoren der Arbeitsfähigkeit, Gemeinschaftsfähigkeit, Selbständigkeit, Motivation (fester Wille zu positiver Veränderung), vorhanden sein oder entwickelt werden.

Die Aufnahme erfolgt vorerst für maximal ein Monat. Diese Orientierungsphase dient den BewohnerInnen als Möglichkeit, gemeinsam mit dem Betreuungsteam individuelle Ziele und Möglichkeiten abzuklären und überprüft ob und wie eine längerfristige Zusammenarbeit zielführend ist. Ein weiterer Verbleib ist mit maximal 11 Monaten begrenzt und wird in Form eines Betreuungsvertrages mit den BewohnerInnen festgelegt.

Der Betreuungsvertrag enthält u.a. die vereinbarte Aufenthaltsdauer, die gemeinsam erarbeiteten Zielvorstellungen, eine Sparvereinbarung mit den BewohnerInnen und die Höhe des Hauskostenbeitrages.

Die Ausstiegsphase aus dem ÜWH beginnt ca. ein Monat vor dem vereinbarten Vertragsende. Sie dient zur Kontrolle der Erreichung der angestrebten Ziele und zur Vorbereitung der KlientInnen auf ihr zukünftiges, selbstständiges Leben. In

bestimmten Bereichen der Betreuung besteht die Möglichkeit einer Nachbetreuung (vgl. Verein gegen Wohnungslosigkeit 2007:7-8).

Nach der Vorstellung meines Forschungsfeldes und des Konzeptes des Vereines gegen Wohnungslosigkeit, welches auch die Standards des ÜWH bestimmt, komme ich zu den von mir ausgewählten InterviewpartnerInnen.

5.2 Auswahl der InterviewpartnerInnen

In meiner Forschung befragte ich BewohnerInnen des ÜWH Krems, die dort aus Gründen wie Delogierung, Scheidung, Obdachlosigkeit, Haftentlassung usw., wohnen. Der Zugang zu den InterviewpartnerInnen für die Fokusgruppendifkussion erfolgte über persönliche Kontaktaufnahme während meiner Tätigkeit als Honorarkraft im Übergangswohnheim Krems. Die einzige Voraussetzung war, sich freiwillig für das Interview zur Verfügung zu stellen. Die Auswahl der TeilnehmerInnen für die Fokusgruppendifkussion beschränkte sich auf vier Männer und drei Frauen, wobei eine davon nicht anwesend war.

Für den standardisierten Fragebogen kamen alle BewohnerInnen des Übergangswohnheimes Krems in Frage. Zum Zeitpunkt der Befragung waren dies 14 Personen, davon 10 Männer und 4 Frauen im Alter zwischen 18 und 50 Jahren.

Bis auf die Angaben über Alter und Geschlecht, bleiben meine InterviewpartnerInnen anonym (vgl. Kapitel 6.2).

5.3 Methoden der Datenerhebung

Die Wahl der Forschungsstrategie fiel vorerst auf die Fokusgruppendifkussion, da ich zunächst die relevanten Aspekte in Bezug auf die Zufriedenheit der BewohnerInnen des ÜWH mit ihrer Wohnsituation, durch gezielte Fragen herausfinden wollte.

„Die Fokusgruppe(ndiskussion) - oft auch als Gruppendiskussion bezeichnet - ist eine Datenerhebungsmethode der empirischen Sozialforschung, speziell der Markt - und Meinungsforschung“ (Althaus 2005:27).

„Die Fokusgruppe gehört zu den qualitativ orientierten Befragungsmethoden. Diese Methoden zielen primär auf die Erzeugung und die Sammlung qualitativer und weniger auf die Erzeugung und Sammlung quantitativer Informationen ab“ (Althaus 2005:27).

Wie schon diese Zitate vorwegnehmen, konnte ich mit Hilfe der Ergebnisse meiner Gruppenbefragung Kategorien erstellen, die über die Zufriedenheit der BewohnerInnen mit dem ihnen bereitgestellten Angebot und den in diesem Zusammenhang geäußerten Verbesserungsvorschlägen, Auskunft geben.

Dazu entwickelte ich zu Beginn meiner empirischen Forschung einen Fragenleitfaden zur Wohnsituation und Wohnzufriedenheit meiner InterviewpartnerInnen. Die gesamte Gruppendiskussion zeichnete ich mit einem Tonbandgerät auf und transkribierte sie im Nachhinein vollständig und wörtlich.

5.3.1 Qualitative Analyse nach Mayring

Die Analyse des Gruppeninterviews orientierte sich an der Methode der qualitativen Inhaltsanalyse von Philipp Mayring. Diese ermöglicht das aufgenommene Material auf seinen wesentlichen Inhalt einzuschränken.

Anhand eines Categoriesystems werden die Daten zergliedert und den drei Grundverfahren Zusammenfassung, Explikation und Strukturierung unterworfen (vgl. Mayring 2003:42-44).

Die Entwicklung von Kategorien erfolgt durch das Paraphrasieren von Textstellen eines Interviews. Die aussagekräftigsten Antworten fasste ich deshalb zusammen und gliederte sie in fünf Hauptkategorien ein.

Diese teilte ich jeweils in die Unterkategorien Ist-Zustand, Wünsche und Reflexion ein.

Im Mittelpunkt der Analyse steht also die Entwicklung eines Categoriesystems, die Kategorien werden in einem Wechselverhältnis zwischen Theorie, Fragestellung und den Daten entwickelt. In meinem Falle beziehen sie sich auf: physische Wohnbedingungen/Gestaltung, Struktur und Kontrolle, Privatsphäre, Betreuung und Intimität, soziale Kontakte und Stigmatisierung.

Die Ergebnisse werden in Richtung der Hauptfragestellung interpretiert (vgl. Mayring 2003:53). Es ist wichtig die Fragestellung der Analyse im Vorhinein genau einzugrenzen und an die jeweilige Forschung anzubinden (vgl. Mayring 2003:52).

Meine Hauptfragestellungen lauten noch einmal wie folgt:

- Wie zufrieden sind die BewohnerInnen mit dem ihnen bereitgestellten Angebot?
- Welche Änderungen wären wünschenswert?
- Zusammenhang zwischen derzeitiger Angebotsstruktur und Grad der Zufriedenheit/Unzufriedenheit.

Untersucht werden bestimmte Textbestandteile der Interviews, die in ihrem Kontext und im Bezug zu anderen Textteilen analysiert werden.

Bei der Analyse soll das Material zunächst auf seinen wesentlichen Inhalt reduziert werden, danach erfolgt die Explikation, bei der mit Hilfe von weiterem Material die ausgewählten Textstellen erklärt und gedeutet werden, als letztes folgt die Strukturierung des Materials (vgl. Mayring 2003:57-58). Eine inhaltliche Strukturierung soll bestimmte Inhalte und Aspekte, die durch das Categoriesystem festgelegt wurden, herausfiltern und zusammenfassen (vgl. Mayring 2003:89).

Aus den Ergebnissen meiner qualitativen Analyse, entwickelte ich einen Fragebogen zur genaueren Eruierung meiner Forschungsergebnisse.

5.3.2 Quantitative Inhaltsanalyse - Fragebogen

Bei der Ausarbeitung eines Fragebogens ist nach Kirchhoff u.a. (2003:27) folgendes zu beachten: sich ein angemessenes Wissen über den Forschungsschwerpunkt im Vorhinein anzueignen, den Fragebogen in Teamarbeit zu konstruieren, logische Regeln und optische Gesichtspunkte beim Aufbau zu berücksichtigen, sich kurz zu fassen, keine suggestiven oder missverständlichen Fragen zu stellen und schlussendlich den Fragebogen zu testen.

Der Fragebogen, den ich zur Datenerhebung entwickelte, besteht aus 15 Fragen, wobei 11 davon relevant für die Beantwortung meiner Forschungsfragen sind und sich die ersten vier auf Alter, Geschlecht, den Grund und die Dauer des Aufenthaltes im ÜWH, beziehen.

Mein Fragebogen untergliederte sich in fünf Themenschwerpunkte: Privatsphäre, Kontrollen, Beratung, Freizeitgestaltung und die allgemeine Zufriedenheit mit der Wohnsituation im ÜWH. Dabei wird sowohl auf die Ist-Situation eingegangen, als auch auf bestehende Änderungsvorschläge.

Bei jeder Frage gibt es mehrere schriftlich vorgegebene Antwortmöglichkeiten, die Möglichkeit einer individuellen Antwort unter dem Punkt „Sonstiges“ und zu Mehrfachnennungen ist gegeben.

5.3.3 Frequenzanalyse nach Mayring

„Die einfachste Art inhaltsanalytischen Arbeitens besteht darin, bestimmte Elemente des Materials auszuzählen, und in ihrer Häufigkeit mit dem Auftreten anderer Elemente zu vergleichen“ (Mayring 2003:11 zit. in Lamnek 2005:501).

Zunächst wurden die Antwortmöglichkeiten kodiert, beim Verkoden ordnete ich den einzelnen Fragen und Antworten verschiedene Zeichen und Zahlen zu. Als nächstes ging ich alle Fragen durch und zählte die vorkommenden Antworten.

Die sich ergebenden Tendenzen wurden schriftlich festgehalten, interpretiert und in Häufigkeitstabellen festgehalten.

Die Tabellen entsprechen den Fragen und enthalten die jeweiligen Antwortmöglichkeiten und deren Häufigkeit in absoluten Zahlen und Prozentzahlen (vgl. Kirchhoff u.a. 2003:37-48).

Nach dieser Grundausswertung werden bestimmte Ergebnisse grafisch präsentiert.

6 Ergebnisse der Forschung

6.1 Fokusgruppenergebnisse

6.1.1 Wohnausstattung/Physische Wohnbedingungen

Die BewohnerInnen geben an, dass die Wohneinheiten verschieden gestaltet sind – es gibt teilweise neue Küchen, teilweise sind die sanitären Einrichtungen zu klein. Es gibt zwei Wohnungen mit jeweils zwei Einzelzimmern, die Anderen bestehen jeweils aus Bad, WC und einer Wohnküche für zwei Personen. Alleine in einer 2er Wohnung zu sein oder in einer Wohnung mit Einzelzimmern, sei für die InterviewpartnerInnen „okay“ (vgl. Fokusgruppe, 15-108).

„Allan in am Raum is doch gscheida als zu zweit. Weil man hot doch a gewisse Privatsphäre, wos man zu zweit in an Zimmer goa net hot“ (Fokusgruppe 35-36).

6.1.1.1 Küche

„Des wos supa passt ist die Küche weils neich is“ (Fokusgruppe 42). Eine Bewohnerin meint dazu: „Des is wirklich schod doss mans net lüften kann. Es steht oft die Luft drin“ (Fokusgruppe 43).

Vier InterviewpartnerInnen geben an, dass es keine Möglichkeit der Lüftung gäbe, weder im Bad noch in der Küche (vgl. Fokusgruppe 43-47). Ein Pärchen erwähnt dazu die häufige Schimmelbildung im Badezimmer, die auf Grund der fehlenden Lüftung entsteht (vgl. Fokusgruppe 743-760).

6.1.1.2 Bad/Sanitäre Einrichtungen

„Da anzeige große Mangel in meinen Augen is des Bod“ (Fokusgruppe 105).

„Man kann si zwoa zur Not woschn und des oba... Otriknen hoid ned wirklich“ (Fokusgruppe 107 - 108).

Ein Interviewpartner hebt hervor: „In da ansa Wohnung z.B. wo i bin, is a klanes Bod. Bei da zwara Wohnung is a großes Bod, do is sogoa a Woschmaschin drinnen. Und in da sechsa Wohnung is genau des selbe, do is a Duschkabine und nebenbei konnst a Woschmaschin hinstön“ (Fokusgruppe 52-55).

6.1.1.3 Ausstattung/Größe

Die Wohnungen sind jeweils mit WC, Bad, Wohnraum und Küche ausgestattet. Im Wohnraum befinden sich zwei Betten mit jeweils einem Nachttischchen, ein Tisch mit zwei Sesseln, eine Bank und zwei Kästen für Kleidung. Die Wohnungen mit den zwei Einzelzimmern unterscheiden sich darin, dass jeder einen Raum von ca. 10 m² inklusive Bett, Nachttischchen, Tisch, zwei Sessel und einen Kasten besitzt. Die restliche Ausstattung ist dieselbe (vgl. Fokusgruppe 34-157).

Ein weiteres Problem dürfte der Platzmangel darstellen: „Do hom wir scho unsare Probleme, jo. I man er (Ehemann) hot eh net so viel Gwond. Is meiste Gwond hob i eh bei meine Eltern und do hob í's schon bunkat“ (Fokusgruppe 77-78).

6.1.1.4 Verbesserungsvorschläge der BewohnerInnen

Auf die Frage wie die BewohnerInnen die Wohnungseinheiten gestalten würden, wünschen sich die BewohnerInnen Einzelzimmer, eine familiengerechte Wohnung bzw. für Pärchen geeignet und ein Badezimmer mit einer Mindestgröße (vgl. Fokusgruppe 609-617).

6.1.1.5 Reflexion

Aus den Aussagen der BewohnerInnen kann man erkennen, dass die Wohneinheiten insgesamt zu klein gestaltet sind. Die sanitären Einrichtungen der Wohnungen sind verschieden, das Badezimmer ist bei einigen InterviewpartnerInnen zu klein. Die Küche wird als positiv bewertet, jedoch wird die fehlende Lüftungsmöglichkeit bemängelt, sowohl auch für das Badezimmer - in einer Wohnung bildet sich Schimmel an der Decke.

Auf Grund der Privatsphäre sieht man deutlich, dass Einzelzimmer beliebter sind als andere Wohnungen, die nur einen Raum zur Verfügung haben (siehe Kapitel 6.2.3). Insgesamt bewerten die BewohnerInnen die Wohneinheiten als mittelmäßig.

6.1.2 Struktur und Kontrolle

Einleitend ist zu sagen, dass grundsätzlich alle InterviewpartnerInnen die Kontrollen, wie z.B. den Alkomat-Test als störend empfinden. Zur Strukturierung ist zu erwähnen, dass in den ersten Wochen nach dem Einzug die Zeit als „stressfrei“ empfunden wird, zu einem späteren Zeitpunkt jedoch, wo „alles auf einmal“ von den BetreuerInnen eingefordert wird, dies als Überforderung wahrgenommen wird. Hierbei beziehen sich die KlientInnen auf die Hilfe der BetreuerInnen bei der Arbeits- und Wohnungssuche, Behördengänge etc. Andererseits geben einige BewohnerInnen an, gar keine Unterstützung zu wollen und andere wiederum erwarten sich mehr.

Die InterviewpartnerInnen empfinden die Zeit im Übergangwohnheim als trostlos, da sie sich alleine fühlen - sie wünschen sich mehr Freizeitangebot (siehe Kapitel 6.2.5). Jedoch geben zwei der BewohnerInnen an, nun selbstständiger zu sein als vorher (vgl. Fokusgruppe 299-501).

6.1.2.1 Alkomat - Test

Auf die Frage wie die BewohnerInnen den Alkomat - Test empfinden, antwortet eine Interviewpartnerin darauf: „Also i störend, weil dadurch, dass i nix mehr trink und eigentlich nur am Wochenende hin und wieder was trinken hob...“ (Fokusgruppe 299-300).

„I woas donn mittlerweile scho gwent weil i in da Emmaus a miassn hob, do woas problematischer [...] Des is schon lästig vor allem wenn ma überzeugter Antialkoholiker is...“ (Fokusgruppe 305-312).

Ein Bewohner hebt hervor, dass er durch die Alkomat - Kontrolle an den Alkohol erinnert wird und dies als äußerst störend empfindet: „Sog ma so am Onfong bist jeden Tog zwamoi erinnert wordn an den Alkohol und donn woa ma des schon wurscht und scheiß drauf! Oba gstört hot des trotzdem weil jedsmoi wonnst des gschissane Kastl in die Hond nimmst, Alkotest Alkohol, zack denkst scho wieder automatisch dronn“ (Fokusgruppe 308-311).

6.1.2.2 Wohnungskontrollen

Aus den Ergebnissen kann man erkennen, dass nicht bei allen BewohnerInnen Wohnungskontrollen durchgeführt werden (vgl. Fokusgruppe 691-710).

Ein Interviewpartner der die Wohnungskontrollen als störend empfindet meint dazu: „ ... i tät sogn wonns olle zwa Wochn moi schau woin jo, kein Problem wonn is vorher wass, jo, oba net doss hasst, so Herr K. und jetzt woima die Wohnung anschaun“ (Fokusgruppe 699-701).

„Wos mir am meisten stört is, dass in de Wohnungen nochgschaut wird womma net dabei is“ (Fokusgruppe 707-708). Ein anderer Bewohner stimmt zu und sagt: „Und des merkst sofort wennst kumst und du sperrst auf. Komisch, du host nur amoi zugsperrt und es is oba nochher zwamoi zuagsperrt“ (Fokusgruppe 635-636). Eine Interviewpartnerin verneint dies und äußert sich dazu: „Na, des is bei uns net so“ (Fokusgruppe 710).

6.1.2.3 Strukturen – Unterstützung

„Und des mit da Wohnung is jo nochher so, do sogns am Onfong kenans ihna eh Zeit lossn sie hom eh Zeit, sie kenan eh anathoib Johr herinnan bleibn, und donn auf amoi, jo wissens eh, ihna Zeit rennt o. Sie miassn ihna a Wohnung suachn“ (Fokusgruppe 371-374). Ein anderer Klient fügt hinzu: „Gengas zur Gedesag oder zur Niederösterreichschen Wohnassistenz [...] Des is die ganze Hilfe“ (Fokusgruppe 377-379).

Einige KlientInnen fordern laut ihren Aussagen mehr Unterstützung von den BetreuerInnen und sind mit der Arbeits- und Wohnungssuche überfordert.

„Schauts in die NÖN eine do gibt's eh gnua Oabeit. Hob i gsogt sogns ma ane, dann geh i durtn hi“ (Fokusgruppe 347-348).

Es gibt auch BewohnerInnen die keine Unterstützung wollen: „I hob vü söba gmocht, i woit do goa net, dass vü eimischen. I denk des i mei Soch mei Privatsoche, wons zvü wor, über ois wü i net reden und des wöchentliche jede Wochn treffen irgendwon gehts ma scho am Zaga“ (Fokusgruppe 382-384).

6.1.2.4 Erleben der Zeit im ÜWH

Eine Interviewpartnerin ist laut ihrer Aussage selbstständiger geworden, allerdings fühlt sie sich alleine. „Jo weil ma alane is [...] Jo anaseits hotses gschteigad gegenüber vom Emmaus¹, mei Selbst, oiso do herinnan, ma is selbstständiger, hot mehr oder weniger, für mi, ma is in sein eigenem Reich, ma kann söba kochn...“ (Fokusgruppe 486-490).

„Er (Ehemann) is orbeitn i bin ala daham, unter da Wochn. Wenn i net unbedingt zum Orzt oda so irgendso Termine hob donn is absolut ka Beschäftigung“ (Fokusgruppe 495-496).

„Trostlos is“ (Fokusgruppe 487).

¹ Emmausgemeinschaft St. Pölten, Verein zur Integration sozial benachteiligter Personen (vgl. <http://www.emmaus.at>).

6.1.2.5 Verbesserungsvorschläge der BewohnerInnen

Laut den BewohnerInnen sollen Kontrollen stattfinden, sie wünschen sich aber eine gewisse Toleranz in Bezug auf die Alkomat – Kontrollen. Wohnungskontrollen sollen nur in Anwesenheit der BewohnerInnen durchgeführt werden und sollen angekündigt sein. Die Struktur sollte lockerer sein, die BetreuerInnen verlangen zuviel auf einmal – andererseits wünschen sich die KlientInnen mehr Unterstützung. Außerdem fordern die BewohnerInnen mehr Freizeitangebot.

6.1.2.6 Reflexion

Die jeweiligen Kontrollen sind individuell gestaltet, da jede/jeder der BewohnerInnen andere Bedürfnisse voraussetzt. Da einige KlientInnen zum ersten Mal mit bestimmten Regeln und gewissen Strukturen innerhalb einer solchen Institution konfrontiert sind, kommt es natürlich vor, dass Kontrollen und andere „Aufgaben“ wie der Stiegedienst (die Reinigung des Stiegenhauses soll täglich von einem/einer BewohnerIn übernommen werden und wird entlohnt) oder Behördengänge als störend empfunden werden.

Das Ziel dieser Einrichtung ist Hilfe zur selbstständigen Lebensführung zu bieten und die BewohnerInnen in Richtung mehr Selbständigkeit schrittweise mit ihren eigenen Aufgaben zu motivieren (vgl. Verein gegen Wohnungslosigkeit 2007:3).

In der Sozialarbeit versucht man laut dem Motto „Hilfe zur Selbsthilfe“ Möglichkeiten und Wege aufzuzeigen, aber gehen müssen die Menschen sie alleine. Das trifft nicht auf die gesamte Klientel zu, da einige meiner Erfahrung nach, doch mehr Unterstützung benötigen.

6.1.3 Privatsphäre

Die Privatsphäre und Rückzugsmöglichkeit der InterviewpartnerInnen gestaltet sich je nach Wohnsituation verschieden. KlientInnen die allein in Zweibettzimmern oder in Einzelzimmern sind, empfinden dies als positiv. Wenn

der Raum jedoch geteilt wird, fällt laut Angaben der BewohnerInnen das Privatleben weg (siehe Kapitel 6.2.1). Als Einschränkung wird auch jene Situation gesehen, dass Gäste eventuell private Dinge vom Zimmerkollegen, wie von einem selbst vorfinden und dies als peinlich empfunden wird. Zwei KlientInnen geben außerdem an, bei Einzelgesprächen nicht alleine mit dem/der jeweiligen BetreuerIn zu sein. Ferner beschreiben zwei BewohnerInnen, wie im Kapitel 6.1.2.2 beschrieben, dass Wohnungskontrollen ohne ihre Anwesenheit durchgeführt werden (vgl. Fokusgruppe 15-708).

6.1.3.1 Wohnsituationen

„Allan in am Raum is doch gscheida als zu zweit. Weil man hot doch a gewisse Privatsphäre, wos man zu zweit in an Zimmer goa net hot“ (Fokusgruppe 35-36).

„I bin momentan in an Zweibettzimmer, alleine, des is sehr ongenehm. Viel Plotz daweil oba sobold man zu zweit is konnst sogn hot ma ka Privatleben mehr. Überhaupt kans. Do hot ma ka Rückzugsmöglichkeit mehr“ (Fokusgruppe 111-114).

Ein Bewohner der sich einen Raum bzw. die Wohnung teilen muss sagt folgendes: „Jo es kumt drauf on mit wems zom bist. Jo du konnst oba jetzt ned sogn so jetzt will i zwa oda drei Stund allane sein und kan segn und... [...] Du bist hoid eingeschränkt“ (Fokusgruppe 122-128).

6.1.3.2 Besuchssituationen

„A große Einschränkung in unsam Zimma is wennst Besuch kriegst... wos is des Problem meistens de segn des Bett donn meistens glei. Do host weder Obtrennung von Wohnzimmer, Schlofzimmer... des host oanfoch ned“ (Fokusgruppe 129-131).

„Jo und ma siacht a des Bett vom Nochban. Also Privatsphäre null, und wonn da Nochbar besuch kriegt, desselbe“ (Fokusgruppe 136-137).

„...oba wenn jetzt a Besuch kumt dann mecht ma ned wirklich demonstrieren des ganze Zimmer, ned? Do mechat ma schon hobn, doss...do konn ma sitzen und do dürfens ned zuwe weil do da Schlofbereich hoit is. Oba des konnst ned otrennen“ (Fokusgruppe 141-144).

6.1.3.3 Einzelgespräche

Zwei InterviewpartnerInnen äußerten sich wie folgt zu den Einzelgesprächen: „...wenn du mit dem Betreuer sprechen wüsst, i will jo nix sogn oba do is glei des ganze Büro dabei“ (Fokusgruppe 270-271).

„Des is genau desselbe wennst sogst i muss redn mit ihnen, dann kumst aufe ins Büro und donn sitzen olle durt [...] I muass redn und donn peckt jeda hin auf di“ (Fokusgruppe 274-279).

Andere BewohnerInnen behaupten das Gegenteil, die Einzelgespräche finden immer unter „vier Augen“ statt (vgl. Fokusgruppe 276-278).

6.1.3.4 Verbesserungsvorschläge der BewohnerInnen

Die InterviewpartnerInnen wünschen sich Einzelzimmer, sodass ihre Intimsphäre und Rückzugsmöglichkeit immer gewährt ist. Wie schon im Kapitel 6.1.2.5 erwähnt, sollten Wohnungskontrollen nur in Anwesenheit und unter Vorankündigung stattfinden (vgl. Fokusgruppe 609-627).

6.1.3.5 Reflexion

Ein Recht auf Privatsphäre, eine Rückzugsmöglichkeit sollte jedem Menschen vorbehalten sein. Auf kleinstem Raum mit jemand Fremden zu wohnen ist sicher eine Herausforderung, jedoch ist diese Lebenssituation nur vorübergehend und keine Dauerlösung. Es ist natürlich verständlich, dass sich die BewohnerInnen des Übergangwohnheimes Krems mehr Wohnungen mit Einzelzimmern wünschen, aber es stehen nun mal nur vier Einzelzimmer zur

Verfügung. „Das Angebot richtet sich an Männer und Frauen sowie an (Ehe-) Paare und Familien“ (Verein gegen Wohnungslosigkeit 2007:2).

Als Einschränkung sehe ich das von mir so genannte „Besuchsproblem“. Als einzige Ausweichmöglichkeit innerhalb der Einrichtung sehe ich den Aufenthaltsraum, der von allen BewohnerInnen genutzt werden kann.

Zu den Einzelgesprächen kann ich keine Stellung nehmen, da es divergierende Aussagen zu diesem Thema gab. Ebenso zu den unangemeldeten Wohnungskontrollen die laut Aussagen einiger BewohnerInnen in ihrer Abwesenheit stattfinden.

6.1.4 Betreuung und Intimität

Bei den Einzelgesprächen fehlt laut Aussagen der BewohnerInnen die Vertrauensbasis, einige BetreuerInnen hören nicht zu, oder die Einzelgespräche sind keine in dem Sinn, wenn z.B. andere BetreuerInnen anwesend sind (siehe Kapitel 6.1.3.3). Die vierzehntägigen Hausversammlungen, bei denen Anwesenheitspflicht besteht, wo Vorschläge gemacht werden können und Regeln besprochen werden, empfinden bis auf zwei InterviewpartnerInnen alle als unnötig (vgl. Fokusgruppe 161-279).

6.1.4.1 Betreuung – Einzelgespräche

In den Kapiteln 6.1.3.3 und 6.1.2.3 wird ebenfalls auf die Betreuung bzw. auf die Einzelgespräche eingegangen.

„Jo die Vertrauensbasis fehlt. Wenn man a bissl mehr ausreden kunnt... zu die Betreuer...“ (Fokusgruppe 261-262).

„Es gibt monche de horchn da goa ned zua“ (Fokusgruppe 269).

Ein Bewohner hebt im Bezug auf die Forderungen der BetreuerInnen hervor: „Des einzige Problem is des, dass imma glei ollas auf amoi woin, des is des blede imma. Und sofort immer ollas [...]Und wonnstas net glei mochst, dann

feuns die glei on wonstas net gmocht host. Is bei jeder Soch so“ (Fokusgruppe 366-370).

6.1.4.2 Hausrunden

Die KlientInnen sehen keinen Nutzen in den Hausrunden und bejahen folgende Aussage: „Wir können zwar Vorschläge mochn oda wos, wir werden das im Team besprechen, im Team besprochen wie mans am besten verwirft, und des woas“ (Fokusgruppe 165-166). Eine andere Bewohnerin meint dazu: „Jo, des is z.B. i hob amoi den Vorschlog gmocht, doss ma Tischtennisschläger oda Badmingtonschläger hoben kennen und do hots a ghassn sie werdns im Team besprechen, is irgendwie nie kumman“ (Fokusgruppe 175-177).

„Noch ana gewissen Zeit kumt hoit a jeder Bewohner drauf wonna bei der Hausrunde di Goschn hoit is noch drei, fünf Minuten vorbei, Auf Wiedersehn! Ansonsten dauerts a Viertelstund, zwanzg Minuten oda a hoibe Stund“ (Fokusgruppe 180-182).

Ein Bewohner behauptet das Gegenteil und meint: „I finds scho praktisch die Hausrunden generell und dass halt uns gsogt wird: He es gibt neue Regeln und es gibt Störfaktoren. Diese Störfaktoren wollen wir beseitigen oder wonns Onliegen hobts ihr könnts es zwa äußern aber...“ (Fokusgruppe 188-190).

Eine andere Bewohnerin erzählt: „I bin lieber ruhig... i bin do imma a bissl in am Zwiespolt drinnen zwischen Bewohnern und Betreuer und wos stimmt und wos passt und wos passt ned und waß i ned so kennen tu is ned, i was ned wie i des jetzt sogn soll... [...] störn tuats mi ned, i man irgendwo is nett wonn ma a wengal zomkummt“ (Fokusgruppe 197-204).

6.1.4.3 Verbesserungsvorschläge der BewohnerInnen

Nur eine Bewohnerin äußerte ihre Meinung dazu, sie wünscht sich ihre Privatsphäre in Bezug auf persönliche Angelegenheiten: „...i ois Betreuer würd aufpassn dass i net zuvü in die Privatsphäre vo de Leit – dassma so quasi

ausgefrogt wird“ (Fokusgruppe 620-621). Außerdem wünschen sich zwei BewohnerInnen mehr Motivation, sie wollen von den BetreuerInnen aufgebaut werden (vgl. Fokusgruppe 458-466).

6.1.4.4 Reflexion

Die Aussagen der BewohnerInnen zum Thema Hausrunde gehen auseinander. Einige empfinden sie als positiv, da sie als angenehme Zusammenkunft mit den MitbewohnerInnen wahrgenommen wird, und andere sehen sie schlichtweg als Pflichttermin. Einige Befragte nehmen die Einzelgespräche und die Hausversammlungen nicht als Hilfestellung in Anspruch. Da die vierzehntägigen Hausversammlungen dem Informationsaustausch und anderen wichtigen Themen dienen, empfinde ich sie als Notwendigkeit. Die Einzelgespräche geben Aufschluss über die individuellen Bedürfnisse auf verschiedenen Ebenen (psychisch, physisch, finanziell, sozial etc.) der KlientInnen und ermöglichen eine gezielte Betreuung.

6.1.5 Soziale Kontakte und Stigmatisierung

Diese Kategorie gliedert sich in drei Unterkategorien, die wie folgt benannt werden: Zusammenleben, Freizeitgestaltung und Veränderungen. Zum „Zusammenleben“ verweise ich auf das Kapitel 6.1.3.

Die Freizeitgestaltung wird allgemein als „zu wenig“ empfunden, die KlientInnen wünschen sich mehr Angebote. Für einige InterviewpartnerInnen stellt der Einzug in das Übergangswohnheim und die damit einhergehende Veränderung der Wohnsituation eine Verschlechterung dar, da sie sich kontrolliert fühlen, andere empfinden sie aufgrund ihrer neuen Selbstständigkeit als positiv (vgl. Fokusgruppe 207 – 501).

6.1.5.1 Freizeitgestaltung

Die BewohnerInnen zählen einige Freizeitaktivitäten auf, die ihnen zur Verfügung stehen: Aufenthaltsraum mit Tischfussball, Gesellschaftsspiele, Box-Sack, Darts und Fernseher. Es gibt außerdem noch Fahrräder zum Ausborgen, einen Tischtennistisch und an den Wochenenden können sie mit den Honorarkräften ins Kino gehen oder andere Freizeitaktivitäten nutzen (vgl. Fokusgruppe 208-243).

„Also am Wochenend mit die Honorarkräfte, wonn donn. So Kino oda sowos...“ (Fokusgruppe 208).

Ein Bewohner nutzt den Box-Sack und meint folgendes: „Mia wär liaber wenn da Sock untn im Keller hängen tarat, weil unten im Keller stört er kan, weil wenn heroben ferngschaut wird mit dieser Knollerei do regt si jo jeder auf [...] Jeder dea a bissl a Frustration hot sollt des ausnützen“ (Fokusgruppe 218-227).

Eine Bewohnerin bemängelt das Angebot der Ausflüge: „Man kann schon Vorschläge mochn oba wenn donn hassts mochts eich des am Wochenende mit die Honorarkräfte aus [...] Jo oba des is amoi im Johr und donn woas des“ (Fokusgruppe 210-214). Dieselbe Klientin spricht den Tischtennistisch an „...oba die Bälle fehlen wieder und des Netz und des homma a schon gmant oba des krieg ma jo a ned“ (Fokusgruppe 239-240).

6.1.5.2 Veränderungen

„Bevor i do gwohnt hob wor i amoi zwa Tog am Kalvarienberg², also im Vergleich zu dem san de Empfindungen do scho besser. Oba im Vergleich zu dem wie i no a Wohnung ghobt hob is bedeutend schlechter“ (Fokusgruppe 414-416). Ein weiterer Bewohner meint dazu: „Sicher weil du komst da wonnst donn do herinnan bist kumst da so vor wie ois tatst entmündigt sein“ (Fokusgruppe 417-418).

² Wohnheim Kalvarienberg, St. Pölten (vgl. <http://www.emmaus.at>).

„Es is so ungewohnt, es i jo für mi net normal wonn i sog i geh zum AMS, donn hassts bringans bitte a Bestätigung mit dass am AMS worn“ (Fokusgruppe 421-422).

Vier BewohnerInnen sprechen die Stigmatisierung an: „...wonest di do wo bewirbst, bist glei ogstempet. Wonst die do wo bewirbst konnst nur hoffen, dassd do net im Computer gespeichert bist...“ (Fokusgruppe 434-435). Eine Bewohnerin machte folgende Erfahrung: „ I woa mi vorstön, eh do in Krems bei so ana Reinigungsfirma no, als Teilzeit, geh i hi, vorstön, schee ois, ohne Unterlogn, afoch glei moi so higonga, frogt de wo i wohn, sog i die Adress, danke wir mödn uns, hot se nie wieda gmöt bei mir. Ala nur weil i die Stroßn gnonnt hob“ (Fokusgruppe 445-448).

Zwei Bewohnerinnen geben an ihre Freunde und Familie zu vermissen und geben das „Besuchsproblem“ als Grund an (siehe Kapitel 6.1.3.2).

Eine Klientin empfindet die Veränderung als positiv: „...ma is in sein eigenem Reich, ma kann söba kochn [...] wos mi am meistens gfreid, und jo die Buam (ihre Kinder) siach i öfters, oiso irgendwo bini froh a dassi wieda herübn bin in Krems“ (Fokusgruppe 489-493).

6.1.5.3 Verbesserungsvorschläge der BewohnerInnen

Die InterviewpartnerInnen fordern mehr Freizeitangebot, ein Bewohner wünscht sich verschiedenartige Aufenthaltsräume und Satellitenfernsehen. Drei BewohnerInnen wünschen sich von den BetreuerInnen aufgebaut zu werden, ihnen fehlt die Motivation (vgl. Fokusgruppe 458-608).

6.1.5.4 Reflexion

Die KlientInnen empfinden das Leben im Übergangwohnheim und die damit zusammenhängenden vorgegebenen Strukturen, teilweise als Freiheitseinschränkung. Im Falle der Freizeitgestaltung fehlt zum Teil aber die

Selbstinitiative Dinge zu unternehmen oder vorzuschlagen bzw. wird das bestehende Angebot nicht wahrgenommen.

Aufgrund des Platzmangels und der fehlenden Privatsphäre wird das Pflegen von sozialen Kontakten allgemein erschwert (siehe Kapitel 6.1.3.2).

Drei BewohnerInnen sprechen weiters die Stigmatisierung an, mit der sie bei der Arbeitssuche aufgrund der Adresse des Wohnheimes, konfrontiert werden. Sie werden angeblich schon im Vorhinein zurückgewiesen, weil sie als sozial schwache Menschen angesehen werden.

6.2 Fragebogenauswertung

14 BewohnerInnen, davon zehn Männer und vier Frauen im Alter zwischen 18 und 50 Jahren des ÜWH's Krems, haben den Fragebogen beantwortet.

<i>Alter</i>		
Antwortmöglichkeiten	Häufigkeit	Prozent
18 – 30	7	50
30 – 40	4	28,6
40 – 50	3	21,4
50 < 100	0	0

Tabelle 1: Alter

Fünf BewohnerInnen gaben an, zwischen „6 Monaten und einem Jahr“ im ÜWH Krems zu sein, vier „weniger als 3 Monate“ und weitere vier Personen „zwischen 3 und 6 Monaten“. Eine Person gab an, „mehr als 1 Jahr“ im ÜWH zu wohnen.

<i>Wie lange sind Sie schon im ÜWH?</i>		
Antwortmöglichkeiten	Häufigkeit	Prozent
Weniger als 3 Monate	4	28,6
Zwischen 3 und 6 Monaten	4	28,6
Zwischen 6 Monaten und einem Jahr	5	35,7
Mehr als 1 Jahr	1	7,1

Tabelle 2: Darstellung zur Frage 1

Als Gründe im ÜWH Krems zu sein, nannten vier Personen „nach Krankenhaus oder Heim“, zwei gaben „Obdachlosigkeit“ an, zwei „Delogierung“, drei Scheidung und einer nannte „Haftentlassung“ als Grund. Unter dem Punkt „Sonstiges“ gab eine Person „vom Schwager rausghaut“ an und jemand anderer „Familie“.

Was ist der Grund für ihre Anwesenheit?		
Antwortmöglichkeiten	Häufigkeit	Prozent
Delogierung	2	14,3
Obdachlosigkeit	2	14,3
Nach Krankenhaus oder Heim	4	28,6
Haftentlassung	1	7,1
Scheidung	3	21,4
Sonstiges	2	14,3

Tabelle 3: Darstellung zur Frage 2

6.2.1 Privatsphäre

Die ersten beiden Fragen, die für meine Forschungsfragen ausschlaggebend sind, beziehen sich auf die Privatsphäre der BewohnerInnen des ÜWH. Ihre Definition von Privatsphäre fiel folgendermaßen aus: Sieben Personen bezeichneten sie als „ein Ort des Rückzugs, wo ich ganz allein sein kann“ und sechs als „ein Ort, der mir ganz allein gehört und niemand ungebeten eindringen darf“.

Bei der zweiten Frage „Was würde ihre Privatsphäre fördern?“ nannten sechs der Befragten „Einzelzimmer“, während die Hälfte „Meine Privatsphäre ist okay“ ankreuzte. Dabei ist zu berücksichtigen, dass vier Personen über ein Einzelzimmer verfügen.

Was bedeutet Privatsphäre für Sie?		
Antwortmöglichkeiten	Häufigkeit	Prozent
ein Ort des Rückzugs, wo ich ganz allein sein kann	7	50
ein Ort, wo ich mit Menschen in Ruhe privat reden kann	1	7,1
ein Ort, der mir ganz allein gehört und niemand ungebeten eindringen darf	6	42,9
Sonstiges	0	0

Tabelle 4: Darstellung zur Frage 3

Was würde ihre Privatsphäre fördern?		
Antwortmöglichkeiten	Häufigkeit	Prozent
Einzelzimmer	6	42,9
Aufenthaltsräume mit Nischen/Trennwänden	1	7,1
Meine Privatsphäre ist okay	7	50
Sonstiges	0	0

Tabelle 5: Darstellung zur Frage 4

6.2.2 Kontrollen

Die nächsten Fragen beziehen sich auf die Kontrollen, die im ÜWH regelmäßig durchgeführt werden. Während sich die Hälfte der BewohnerInnen durch die Kontrollen „bevormundet“ fühlt, stören sie die Anderen gar nicht.

Eine Person kreuzte die Antwortmöglichkeit „man ist unfreundlich“ an und vermerkte: „Betrifft nicht alle Personen sondern nur eine z.T.“

Bei der Frage „Wie sollte Kontrolle (Alkomat, Zimmerkontrolle etc.) aussehen, bzw. wie würden Sie sie gestaltet haben wollen?“ antworteten zwei Personen, dass sie am liebsten „gar keine Kontrollen“ hätten, während die Mehrheit (acht Personen) die Kontrollen als „in Ordnung“ empfinden. Auch bei dieser Frage gab es mehrere Anmerkungen z.B.: „Zimmerkontrolle 1x pro Woche, gleiche Zeit, oder mindestens 60 Min. Vorankündigung.“

Was stört Sie an den Kontrollen am meisten? (Mehrfachnennungen)		
Antwortmöglichkeiten	Häufigkeit	Prozent
fühle mich bevormundet	7	50
man ist unfreundlich	2	14,3
es ist mir peinlich	1	7,1
gar nichts	6	42,9
Sonstiges	3	21,4

Tabelle 6: Darstellung zur Frage 5

Wie sollte Kontrolle (Alkomat, Zimmerkontrolle etc.) aussehen bzw. wie würden Sie sie gestaltet haben wollen? (Mehrfachnennungen)		
Antwortmöglichkeiten	Häufigkeit	Prozent
Gar keine Kontrollen	2	14,3
Strengere Kontrollen	0	0
Die Kontrollen sollten allgemein lockerer sein	2	14,3
Die Kontrollen sind in Ordnung so wie sie sind	8	57,1
Sonstiges	3	21,4

Tabelle 7: Darstellung zur Frage 6

6.2.3 Allgemeines Wohlbefinden

Die nächste Frage behandelte das allgemeine Wohlbefinden im ÜWH: „Welche Punkte würden helfen, damit Sie das ÜWH positiv erleben?“ Die Hälfte der Befragten gaben an sich eine „Größere Wohnung bzw. Einzelzimmer/Singlewohnung“ zu wünschen, während andere mehr Wert auf „Unterstützung bei Wohnungs- Arbeitssuche“ (vier Personen) legen. Weiters erleben vier Personen das ÜWH als positiv. Jemand bemerkte hier, dass er/sie sich „Unterstützung bei Förderungen und Zuschüssen“ wünsche.

Welche Punkte würden helfen, damit Sie das ÜWH positiv erleben? (Mehrfachnennungen)		
Antwortmöglichkeiten	Häufigkeit	Prozent
Größere Wohnung bzw. Einzelzimmer/Singlewohnung	7	50
Einbindung in die soziale Struktur der Umgebung	0	0
Mehr Freizeitangebot	2	14,3
Mehr Unterstützung bei Wohnungs- Arbeitssuche	4	28,6
Ich erlebe das ÜWH als positiv	4	28,6
Sonstiges	1	7,1

Tabelle 8: Darstellung zur Frage 7

6.2.4 Beratung

Die nächsten Fragen sollten ans Licht bringen, welche Art von Beratung von Seiten der BetreuerInnen, von den KlientInnen erwünscht wird. Hier folgte eine eindeutige Antwort: es wurde vierzehn Mal „Einzelgespräche“ angekreuzt. Die Möglichkeit der Gruppengespräche scheint keine gute Alternative zu sein.

Unter Sonstiges wurde vermerkt, dass die Gespräche nicht zwingend sein sollten. Auf einem anderen Fragebogen wurde vermerkt: „Für Privates, hat man Freunde.“

Welche Art von Beratung wünschen Sie sich? (Mehrfachnennungen)		
Antwortmöglichkeiten	Häufigkeit	Prozent
Einzelgespräche	14	100
Gruppengespräche	0	0
Sonstiges	2	14,3

Tabelle 9: Darstellung zur Frage 8

Die Themen die in den Beratungen behandelt werden sollen, betreffen an erster Stelle die „Wohnungs- Arbeitssuche“ (zehn Nennungen) und erst an zweiter Stelle „Persönliche Anliegen/Probleme“ (sieben Nennungen). Zwei Personen vermerkten, dass sich die Themen nach den jeweiligen Bedürfnissen der Betroffenen richten sollten.

(1x nicht beantwortet)

Welche Themen würden Sie in den Beratungen gerne behandeln? (Mehrfachnennungen)		
Antwortmöglichkeiten	Häufigkeit	Prozent
Persönliche Anliegen/Probleme	7	50
Wohnungs- Arbeitssuche	10	71,4
Sonstiges	3	21,4

Tabelle 10: Darstellung zur Frage 9

6.2.5 Freizeitangebot

Als nächstes wurde auf die Freizeit der BewohnerInnen eingegangen. Die erste Frage: „Welche Freizeitaktivitäten würden Sie wirklich motivieren?“ ergab, dass „Ausflüge (Museum, Natur, wandern, etc.)“ (achtmal), und „Sportliche Aktivitäten“ (sechsmal) bevorzugt werden. „Spiele (Tischtennis, Badminton, Darts, etc.)“ wurden seltener genannt (viermal).

Unter „Sonstiges“ wurde angemerkt: „Mehr Gemeinschaftsgeist wäre gut.“
(2x nicht beantwortet)

Welche Freizeitaktivitäten würden Sie wirklich motivieren? (Mehrfachnennungen)		
Antwortmöglichkeiten	Häufigkeit	Prozent
Spiele (Tischtennis, Badminton, Darts, etc.)	4	28,6
Sportliche Aktivitäten	6	42,9
Ausflüge (Museum, Natur, wandern, etc.)	8	57,1
Sonstiges	1	7,1

Tabelle 11: Darstellung zur Frage 10

6.2.6 Sozialräume

Bei der nächsten Frage „Wie sollten Sozialräume gestaltet sein, damit Sie gerne jemanden einladen?“, wurde klar, dass zu wenig Platz für eventuelle Besuche zur Verfügung gestellt wird. Sechs Personen wünschen sich „mehrere

Aufenthaltsräume“ und vier „einen eigenen Besucherraum“. Eine Person fügte weiters an: „Jeder sollte seinen eigenen Raum haben!“.

(2x nicht beantwortet)

Wie sollten Sozialräume gestaltet sein, damit Sie gerne jemanden einladen?		
Antwortmöglichkeiten	Häufigkeit	Prozent
Es sollte einen eigenen Besucherraum geben	4	28,6
Es sollte mehrere Aufenthaltsräume geben	6	42,9
Sonstiges	2	14,3

Tabelle 12: Darstellung zur Frage 11

6.2.7 ÜWH allgemein

Die letzten beiden Fragen gehen noch einmal allgemeiner auf die Situation im ÜWH ein. „Wie erleben Sie sich im ÜHW?“ wurde sieben Mal mit „in Kontrolle, autonom“ beantwortet, während vier Personen angaben, sich „von Anderen gesteuert und kontrolliert“ zu fühlen. Zwei BewohnerInnen scheinen sich im ÜWH wie zu Hause zu fühlen.

Andere BewohnerInnen fügten hinzu: „Richte es mir so wies für mich gut ist.“ Oder „den Umständen entsprechend Ok“.

Wie erleben Sie sich im ÜHW? (Mehrfachnennungen)		
Antwortmöglichkeiten	Häufigkeit	Prozent
von anderen gesteuert und kontrolliert	4	28,6
abhängig von anderen BewohnerInnen	0	0
wie zu Hause	2	14,3
in Kontrolle, autonom	7	50
Sonstiges	3	21,4

Tabelle 13: Darstellung zur Frage 12

Die Frage „Wie zufrieden sind Sie derzeit mit dem Übergangswohnheim?“, ist relativ positiv ausgefallen: Acht Befragte gaben an „zufrieden“ und sechs, „mittelmäßig zufrieden“ zu sein.

<i>Wie zufrieden sind Sie derzeit mit dem Übergangswohnheim?</i> (Mehrfachnennungen)		
Antwortmöglichkeiten	Häufigkeit	Prozent
sehr zufrieden	1	7,1
Zufrieden	8	57,1
mittelmäßig zufrieden	6	42,9
nicht zufrieden	0	0

Tabelle 14: Darstellung zur Frage 13

6.2.8 Zusammenfassung Fragebogenergebnisse

Um die Zufriedenheit der BewohnerInnen besser zusammenfassen und in Diagrammen darstellen zu können, unterteilte ich die Ergebnisse zunächst in materielles und Betreuungs- Angebot. Weiters wurden ähnliche Aussagen zusammengefasst und ein Mittelwert berechnet. Die Ergebnisse werden in drei Diagrammen dargestellt und zeigen die Zufriedenheit mit dem materiellen und dem Betreuungs- Angebot (siehe Diagramm 1), die Wünsche der BewohnerInnen (siehe Diagramm 2) und schlussendlich die allgemeine Zufriedenheit (siehe Diagramm 3).

Materielles Angebot

Eine zufrieden stellende Privatsphäre zeichnet sich für alle Befragten als ein Ort des Rückzugs aus, in dem sie allein sein können und der ihnen allein gehört. Deshalb fiel die Bewertung der Privatsphäre bei jenen BewohnerInnen die ein Einzelzimmer besitzen, bzw. die in einer 2er Wohnung alleine sind positiv aus (50%), während sich die anderen ein eigenes Zimmer (42,9%) wünschen.

Bei der Frage nach dem allgemeinen Wohlbefinden gaben wieder 50% der InterviewpartnerInnen an, sich einen größeren bzw. eigenen Wohnraum zu

wünschen. Weiters besteht die Nachfrage nach Aufenthalts- und Besucherräumen (71,5%).

Betreuungsangebot

Das Betreuungsangebot unterteilt sich in Kontrollen, Beratung und Freizeitangebot.

Da die Kontrollen und Beratungen individuell verschieden gestaltet sind, gehen die Beurteilungen über die Zufriedenheit damit auseinander. Während sich die Hälfte der BewohnerInnen bevormundet fühlt, stört 42,9% gar nichts an den Kontrollen und 57,1% würden nichts daran ändern. 50% fühlen sich in Kontrolle aber dennoch autonom.

Alle BewohnerInnen wünschen sich eine Beratung in Form von Einzelgesprächen.

An erster Stelle steht mit 71,4% der Wunsch nach mehr Unterstützung bei der Wohnungs- und Arbeitssuche. An Zweiter werden mit 50% persönliche Probleme angegeben.

Ausflüge (Museum, Natur, wandern, etc.) würden 57% der BewohnerInnen als Freizeitaktivität wirklich motivieren. Zweitens wurden sportliche Aktivitäten mit 42,9% genannt.

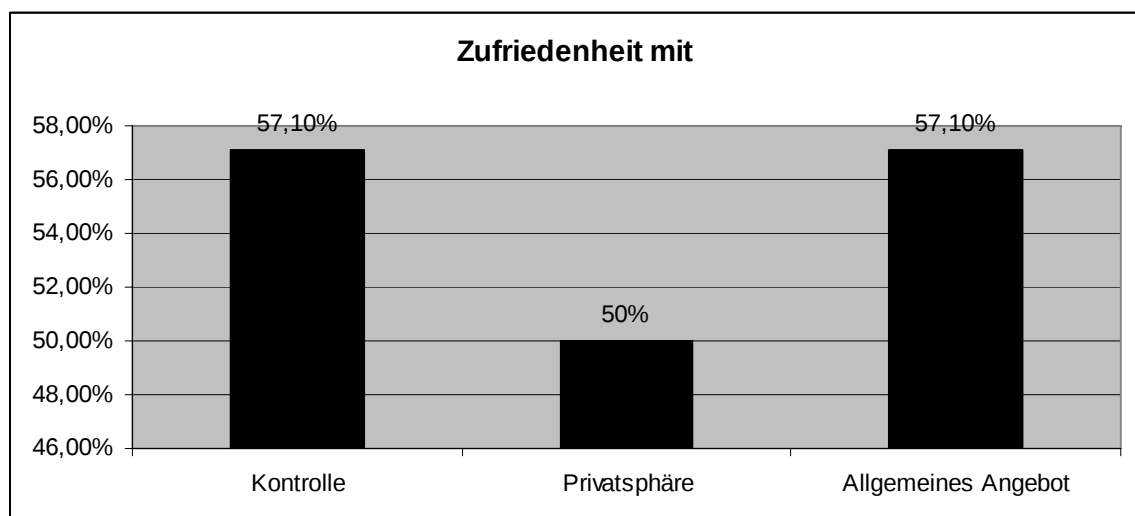


Diagramm 1: Zufriedenheit mit Angebot

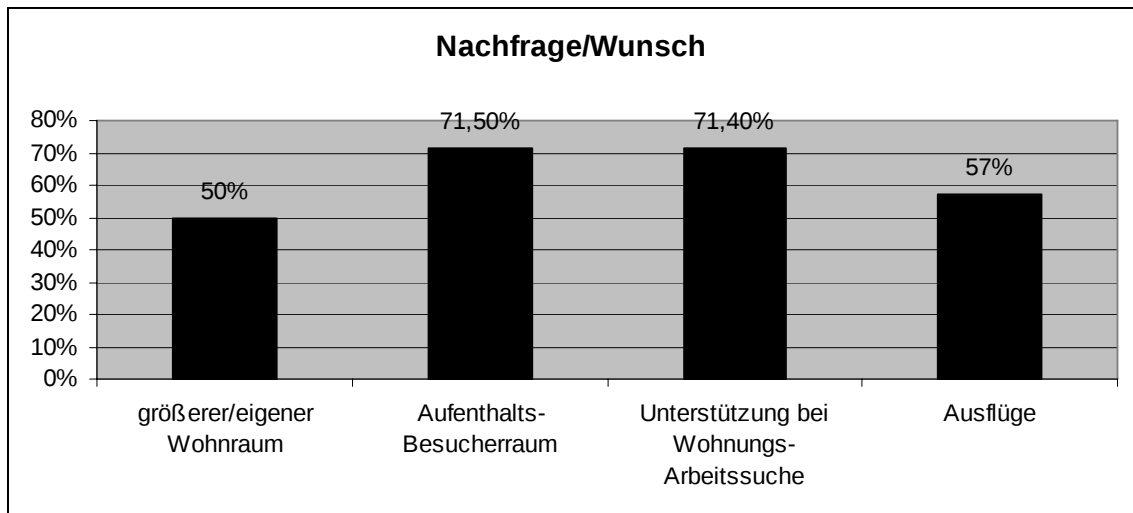


Diagramm 2: Nachfrage/Wunsch

Mehr als die Hälfte der Bewohnerinnen (57,1%) fühlen sich mit dem Angebot des ÜWH's Krems insgesamt zufrieden.

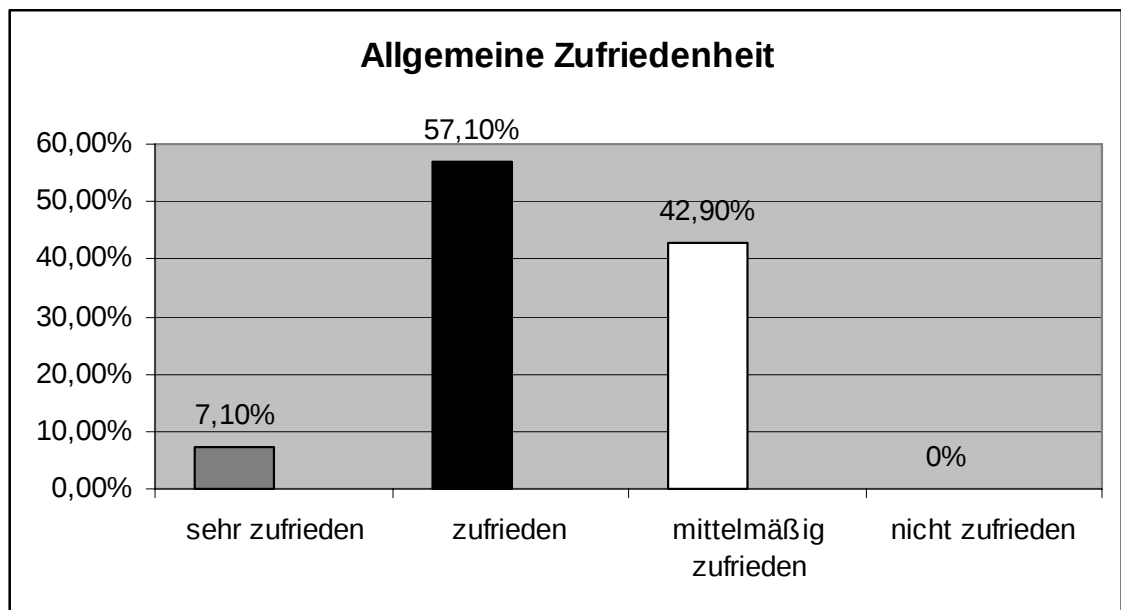


Diagramm 3: Allgemeine Zufriedenheit

6.3 Zentrale Ergebnisse - Reflexion empirische Forschung

Nach der Darstellung der Ergebnisse in Diagrammen, werden hier die zentralen Ergebnisse der Fokusgruppen- und Fragebogenanalyse verglichen.

In der Fokusgruppe wurde zunächst die Größe der Zimmer bemängelt, insgesamt bewerteten die BewohnerInnen die Wohneinheiten als mittelmäßig (vgl. 6.1.1), dies wurde auch durch den Fragebogen festgestellt. Der Wunsch nach einem Einzelzimmer ist auch bei beiden Befragungen ersichtlich.

Die Kontrollen jedoch werden im Fragebogen von der Hälfte der BewohnerInnen als in Ordnung bezeichnet, in der Fokusgruppe empfinden sie alle als störend: gewisse Strukturen, Regeln, Kontrollen werden als Freiheits-einschränkend empfunden (vgl. Kapitel 6.1.2, 6.1.5).

Weiters wurde in der Gruppendiskussion darauf eingegangen, dass aufgrund des Platzmangels und der fehlenden Privatsphäre das Pflegen von sozialen Kontakten allgemein erschwert wird und die BewohnerInnen bei der Arbeitssuche stigmatisiert werden (siehe Kapitel 6.1.5).

Die Unterstützung von Wohnungs- und Arbeitssuche stellt ebenfalls ein zentrales Ergebnis dar, welches in beiden Erhebungsmethoden erwünscht wurde.

Beim Vergleich der Forschungsergebnisse, stieß ich zum Teil auf divergierende Aussagen. Während die Fragebogenauswertung in Bezug auf die Zufriedenheit der BewohnerInnen eher positiv ausfiel, warf die Fokusgruppe etwas gröbere Missstände auf (vgl. Kapitel 6.1).

Dies lässt sich vielleicht durch die Tagesverfassung der BewohnerInnen oder die Befragungssituation erklären, denn der Fragebogen wurde anonym und einzeln ausgefüllt und ließ nicht viel Freiraum für weitere Aspekte. Das Gruppeninterview hingegen, ermöglichte eine Diskussion und einen Meinungsaustausch der durch die Gruppendynamik zu anderen Aussagen führte.

Ein anderer Grund des eher negativ ausgefallenen Ergebnisses der Fokusgruppendifkussion könnte sein, dass einige der BewohnerInnen es gewöhnt sind, am Wochenende zu meiner Dienstzeit „Dampf“ ab zu lassen und sich über dies und das zu beschweren. Da die KlientInnen mich kennen und die soziale Arbeit am Wochenende niederschwellig ist, kann dies zu Übertreibungen geführt haben. Hinzu kommt noch, dass einige BewohnerInnen sich zeitweise über alles Mögliche beschweren, was nicht zuletzt mit ihrer Tagesverfassung oder anderen Faktoren zusammenhängen kann.

7 Zusammenführung Forschung und Theorie

Im folgenden Kapitel werden die Ergebnisse der Forschung mit der Theorie in Verbindung gebracht.

Das Konzept des ÜWH's gibt vor, dass Personen mit einem festen Willen zu einer positiven Veränderung aufgenommen werden, dies bezieht sich v.a. auf Arbeitsfähigkeit, Gemeinschaftsfähigkeit, Selbständigkeit - Fähigkeiten die vorhanden sein oder entwickelt werden sollten (vgl. Kapitel 5.1.3).

In den Theoriekapiteln wurde beschrieben, wie wichtig Überzeugungen über die eigenen Kompetenzen für die Motivation und Leistungen von Personen sind und wie sie zukünftige Taten beeinflussen können (vgl. Kapitel 4.1).

An dieser Stelle ist es auch wichtig das Konzept der „erlernten Hilflosigkeit“ mit einzubeziehen. Auch dieses geht davon aus, dass jemand der denkt sowieso nichts verändern zu können, zur Passivität, zu depressiven Verstimmungen und Traurigkeit neigt (vgl. Kapitel 4.3).

Meine empirische Forschung zeigte, dass z.B. im Falle der Freizeitgestaltung die Selbstinitiative und Motivation fehlt, Dinge zu unternehmen oder vorzuschlagen bzw. das bestehende Angebot teilweise nicht wahrgenommen wird.

Weiters wurde die Stigmatisierung angesprochen, mit der die BewohnerInnen bei der Arbeitssuche aufgrund der Adresse des Wohnheimes, konfrontiert werden. Sie werden angeblich schon im Vorhinein zurückgewiesen, weil sie als sozial schwache Menschen angesehen werden (vgl. Kapitel 6.1.5). Durch diese Art von Erfahrungen werden die KlientInnen eventuell noch mehr verunsichert und vielleicht nicht zur weiteren Arbeitssuche motiviert.

Die erlernte Hilflosigkeit beeinträchtigt spätere Lernprozesse: Der erlernte Kontrollverlust wird auf zukünftige Situationen übertragen, obwohl diese möglicherweise kontrollierbar wären.

Kontrollen und Beratungen auf mehreren Ebenen gehören zum Angebot von Wohnungsloseneinrichtungen. Ziele der Betreuung sind das Erlangen von mehr Selbstwert und der Aufbau von neuen Perspektiven, denn mangelndes Selbstvertrauen in die eigenen Fähigkeiten, das Leugnen der eigenen Stärken und das Gefühl von geringem Wert zu sein, kennzeichnen oftmals Personen, die das Angebot von Wohnungsloseneinrichtungen wie die des Übergangswohnheimes Krems, nützen (vgl. Kapitel 5.1.1).

Im empirischen Teil konnte gezeigt werden, dass die BewohnerInnen des ÜWH's das Angebot der Beratung mehr oder weniger schätzen. Während manche diese als überflüssig empfinden und sich dadurch bevormundet fühlen, sind sie für andere eine wichtige Hilfestellung bei der Wohnungs- und Arbeitssuche und der Besprechung persönlicher Probleme (vgl. Kapitel 6.2.4).

Im Theorieteil wurde nach Bandura dargelegt, dass Personen mit hoher Selbstwirksamkeits-Überzeugung schwierigere Ziele auswählen, größere Anstrengungen und Ausdauer zeigen, bessere Leistungen erbringen, Aufgaben mit weniger Angst bzw. anderen negativen Emotionen meistern und es schaffen besser mit Stress und Enttäuschungen umzugehen (vgl. Kapitel 4.1).

Eine ähnliche sozialpsychologische Erklärung finden Attributionstheoretiker, die verschiedene Ursachenfaktoren (z.B. Fähigkeit, Anstrengung, Schwierigkeitsgrad eines Problems, Glück oder Zufall) für Erfolg und Misserfolg in leistungsbezogenen Kontexten verantwortlich machen (vgl. Kapitel 4.2). Die

Kernaussage bleibt auch hier: „Je weniger man mit Erfolg rechnet, desto eher gibt man auf, je eher man mit Erfolg rechnet, desto eher wird man fortsetzen.“

So soll auf der Seite der BewohnerInnen Vertrauen in die eigenen Fähigkeiten und in die Betreuungspersonen entstehen. Den BewohnerInnen soll es gelingen Schwächen zuzugeben und anstatt schwierigen Situationen aus dem Weg zu gehen, sich diesen zu stellen. Um sich realistische Ziele für die eigene Lebensführung setzen und verwirklichen zu können, ist das Akzeptieren der eigenen Stärken und Schwächen unumgänglich (vgl. Kapitel 5.1.1).

Ein zusätzliches Ziel der Betreuung ist es, die BewohnerInnen zur Wahrnehmung der eigenen Aufgaben zu motivieren. Es sollen kleine Schritte in Richtung mehr Selbständigkeit und Aktivität in der eigenen Lebensgestaltung gesetzt werden. Ein Beispiel dafür ist der Stiegedienst (siehe Kapitel 6.1.2).

Da aber einige KlientInnen zum ersten Mal mit bestimmten Regeln und gewissen Strukturen innerhalb einer solchen Institution konfrontiert sind, kommt es natürlich vor, dass Kontrollen und andere „Aufgaben“ wie der Stiegedienst oder Behördengänge als störend bzw. als die eigene Freiheit einschränkend, empfunden werden (vgl. Kapitel 6.1.5).

Der Aufenthalt im Übergangwohnheim soll klären, ob eine eigenständige Haushaltsführung aufgrund der erworbenen Selbstwirksamkeit und Selbstständigkeit möglich ist oder ob ein längeres Verweilen in einer stationären Einrichtung notwendig ist.

8 Reflexion und Schlussfolgerungen

Diese Arbeit sollte die Zufriedenheit der BewohnerInnen mit dem ihnen bereitgestellten Angebot des ÜWH's Krems erforschen.

Aus den Forschungsergebnissen wird deutlich, dass die Zufriedenheit mit dem Angebot des ÜWH Krems auseinander geht.

Insgesamt ist es schwierig, generelle Aussagen zu tätigen, weil die Zufriedenheit der BewohnerInnen von ihren individuellen Bedürfnissen bzw. Motivationsprozessen (in Richtung einer Verbesserung ihrer Situation) abhängt.

Die empirische Forschung ergab, dass die Zufriedenheit der BewohnerInnen unter anderem durch größere Wohnräume bzw. durch mehrere Einzelzimmer gesteigert werden könnte. Da das ÜWH Krems auch Familien und Pärchen aufnimmt, besitzt es nur vier Einzelzimmer, sonst entspricht es im Ganzen den räumlichen Mindeststandards des BAWO – Grundsatzprogramms (siehe Kapitel 2.5). Jedoch ist der Aufenthalt in Übergangwohnheimen zeitlich begrenzt (siehe Kapitel 2.6). Es ist eine vorübergehende Lösung und deswegen sollten u. a. etwaige Ziele auf das zukünftige Leben danach gerichtet sein.

Einige BewohnerInnen fühlen sich unter anderem auf Grund ihrer Selbstwirksamkeitsprobleme motivationslos und eingeschränkt in ihrem Handeln (vgl. Kapitel 6.1). Dies hängt zum Teil mit den individuellen Problemen und Bedürfnissen der KlientInnen zusammen, oft sind sie aufgrund von Krankheit oder Sucht in solch eine Zwangslage geraten. Es kann sein, dass die BewohnerInnen schon vorher Selbstwirksamkeitsprobleme hatten und diese in der Einrichtung vielleicht verstärkt und nicht verringert wurden. Sie schreiben sich selbst die Schuld an ihrer prekären Lage zu und fragen sich: Warum bin ich hier? Was habe ich falsch gemacht? Aufgrund dieser Annahme werden positive Schritte in Richtung Selbstständigkeit und dem Setzen neuer persönlicher Ziele, erschwert.

Die Selbstwirksamkeitsüberzeugung scheint eine erwartbare Eigenschaft von gesunden Menschen zu sein, die darauf vertrauen ihr Leben und ihre persönliche Zukunft selbstständig gestalten zu können. Aus unterschiedlichen Gründen könnte das Vertrauen in die eigenen Fähigkeiten verloren gegangen sein. Was zu Hoffnungslosigkeit, Ohnmachts- oder Machtlosigkeitsgefühl, Sinnlosigkeits- und Leeregefühl, Depression oder psychische Anomien die auch zu aggressiven Handlungen führen kann (vgl. 1995 Edelstein:14-18).

Wenn sich die soziale Arbeit zu sehr auf die Probleme und Defizite von KlientInnen versteift, kann das Gefühl „nicht normal zu sein“ und ein Ohnmachtsgefühl auftreten, was die Abhängigkeit zu den Betreuungspersonen und der Institution verstärkt (vgl. Gerhmann/Müller 2005:96).

Eine motivierende soziale Arbeit sollte sich an den Stärken und nicht vorwiegend an den Problemen der KlientInnen orientieren. Wenn sich die KlientInnen in einer hoffnungslos erscheinenden Situation befinden, sollte erkannt werden, was sie in dieser Situation bereits Positives geleistet haben um zu überleben, und was sie selbst noch leisten können. Diese Stärken gilt es zu fördern und zu verstärken (vgl. Gerhmann/Müller 2005:95-96).

Dies kann zu einem Vertrauen in eigene Kompetenzen führen und ist meiner Meinung nach ein Beispiel für Hilfe zur Selbsthilfe. Wie auch das Konzept des ÜWH's vorgibt, soll das Vertrauen in die eigenen Fähigkeiten gestärkt werden und ein verbesserter Umgang mit alltäglichen Aufgaben erzielt werden.

Wohldosierte Erfolgserfahrungen können die Selbstwirksamkeitserwartungen steigern. Begrenzte, realistische Zielsetzungen ermöglichen den KlientInnen diese zu erreichen und motivieren zu weiteren Veränderungen (vgl. Gerhmann/Müller 2005:101).

Zunächst können fremd gesetzte Teilziele von z.B. BetreuerInnen einer Wohnungsloseneinrichtung behilflich sein, während später selbst gesetzte Nahziele ausgewählt werden sollen, die erreichbar aber auch herausfordernd sind. Wenn die KlientInnen nicht genügend Gelegenheiten haben, ihre eigenen

Erfahrungen zu machen, sollten ihnen Verhaltensmodelle bereitgestellt werden. Diese Modelle die zur Nachahmung empfohlen werden, sollten den KlientInnen möglichst ähnlich sein. Eine andere Methode zum Erwerb von Selbstwirksamkeitserwartung ist die Überredung („Sie können das!“) (vgl. Schwarzer 1995:32).

Hervorzuheben wäre vor allem die große Effizienz des Lernens durch Beobachtung von Modellen nach Bandura, das aus vier Teilprozessen besteht. Das Lernen durch Beobachtung ermöglicht den Erwerb völlig neuer Verhaltensweisen, sowie auch ein Umlernen.

Erstens hängt das Lernen (Speichern des beobachteten Verhaltens) von Aufmerksamkeits- und Gedächtnisleistungen ab. Ein weiterer Teilprozess des Modelllernens ist die Motivation. Diese hängt von externen Verstärkern und Strafreizen sowie von Effizienzerwartungen ab. Als vierter Prozess gilt das Verhalten (imitieren des beobachteten Verhaltens). Es wird von Konsequenzerwartungen und Effizienzerwartungen (der Grad der Zuversicht, dass man in der Lage ist, ein Verhalten richtig auszuführen, das notwendig ist, um die erwartende Konsequenz herbeizuführen), beeinflusst. (Herkner 2001:73-77).

Die Fokussierung auf die Stärken der KlientInnen und die Selbstwirksamkeitstheorie von Bandura, wie sie herausgearbeitet wurde, erscheinen im Kontext der Arbeit mit wohnungslosen Menschen als zielführend.

Die Ergebnisse der empirischen Forschung sagen mehr über das materielle Angebot, die Freizeitgestaltung sowie die Unzufriedenheit mit Kontrollen und Beratung des ÜWH's aus, während die Thematik einer „adäquaten“ Betreuung nur zum Teil dargestellt wird. Um eine aussagekräftigere Beurteilung über die tatsächliche Effektivität der Interventionen des ÜWH Krems vornehmen zu können, wäre vielleicht eine weitere qualitative Forschung über den genauen Ablauf der Gesamtbetreuung der KlientInnen von Nöten.

Abschließend ist zu sagen, dass der Zusammenhang zwischen den sozialpsychologischen Aspekten und der Wohnungslosigkeit, durchaus ein interessanter ist. Der Verfasser hat durch diese Arbeit einen größeren Einblick in Motivations- und Lernprozesse von Menschen sowie die Wohnungslosenproblematik gewonnen.

9 Literatur

Althaus Marco / Geffken Michael / Rawe Sven (2005): Handlexikon Public Affairs. Public Affairs und Politikmanagement 1,1. Auflage. Berlin, Hamburg, Münster.

BAWO (2004): Aktualisierung BAWO – Grundsatzprogramm. Vorschläge bzw. Überlegungen zur Festlegung räumlicher u. technischer Mindeststandards im betreuten Wohnen. Wien

http://www.bawo.at/fileadmin/user_upload/public/Dokumente/Publikationen/Grundlagen/20040706124345_Entwurf_bauliche_und_techn_Standards_WLH_01_2004_1.pdf am 30.7.2009

BAWO (1999): Grundlagenerhebung Wohnungslosensituation in Österreich. Wohnungslosigkeit und Wohnungslosenhilfe unter besonderer Berücksichtigung der Situation von Familien und Jugendlichen. Wien.

http://www.bawo.at/fileadmin/user_upload/public/Dokumente/Publikationen/Grundlagen/20070607104823_Grundlagenerhebung_98_1.pdf am 30.7.2009

BAWO (2009): Wohnungslosigkeit und Wohnungslosenhilfe in Österreich. Wohnungslosenerhebung 2006-2007-2008. Wien.

http://www.bawo.at/fileadmin/user_upload/public/Dokumente/Publikationen/Grundlagen/BAWO-Studie_zur_Wohnungslosigkeit_2009.pdf am 31.8.2009

Brandenburger, Marion (2004): Geschichtliche Entwicklungslinien des betreuten Wohnens als Form der Heimerziehung unter besonderer Berücksichtigung des rechtlichen Rahmens. Akademische Schriftenreihe, 1. Auflage. Oldenburg.

Broome, Patrick (1998): Implizierte Begabungstheorien und erlernte Hilflosigkeit. Frankfurt am Main.

Edelstein, Wolfgang (Hg.) (1995): Entwicklungskrisen kompetent meistern. Der Beitrag der Selbstwirksamkeitstheorie von Albert Bandura zum pädagogischen Handeln. Heidelberg.

Gehrmann, Gerd/ Müller, Klaus D. (Hg.) (2005): Aktivierende Soziale Arbeit mit nicht motivierten Klienten. Mit Arbeitshilfen für Ausbildung und Praxis. Berlin.

Herkner, Werner (1980): Attribution – Psychologie der Kausalität. Bern Stuttgart, Wien.

Herkner, Werner (2001): Lehrbuch Sozialpsychologie. 2. Auflage. Bern, Göttingen, Toronto, Seattle.

Keddi, Markus (2008): Auf der Suche nach der optimalen Mitarbeitermotivation, Theoretische Überlegungen und empirische Analysen zur Relevanz pädagogisch- psychologischer Motivationstheorien im betrieblichen Kontext. Münster, München, Berlin.

Kirchhoff, Sabine / Kuhnt, Sonja / Lipp, Peter / Schlawin, Siegfried (2003): Der Fragebogen. Datenbasis, Konstruktion und Auswertung. 3. Auflage. Hemsbach.

Krause, Moritz (2007): Analyse zur Erhebung des Bedarfs an betreutem Wohnen in Wolfsburg. Akademische Schriftenreihe, 1. Auflage. Oldenburg.

Kutner, Lawrence (1995): Die Bedeutung der Selbstwirksamkeit für die Anpassung Jugendlicher an den gesellschaftlichen Wandel. In: Edelstein, Wolfgang (Hg.): Entwicklungskrisen kompetent meistern. Der Beitrag der Selbstwirksamkeitstheorie von Albert Bandura zum pädagogischen Handeln. Heidelberg.

Lamnek, Siegfried (2005): Qualitative Sozialforschung, 4. Auflage. Weinheim, Basel.

Mayring, Philipp. (2003): Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken, 8. Auflage. Weinheim, Beltz.

Mielke, Rosemarie (1984): Lernen und Erwartung. Zur Selbst – Wirksamkeits – Theorie von Albert Bandura. Bern, Stuttgart, Wien.

Pervin, Lawrence A. (2000): Persönlichkeitstheorien, 4.Auflage. München.

Schoibl, Heinz (1999): Betreutes Wohnen zwischen Emanzipation und Kontrolle. Österreichbericht 1998 / 1999 Austria. Helix – Forschung und Beratung Salzburg.

http://www.helixaustria.com/uploads/media/betreutes_wohnen_-_Bericht_98-99.pdf am 29.7.2009

Schwarzer, Ralf (1995): Entwicklungskrisen durch Selbstregulation meistern. In: Edelstein, Wolfgang (Hg.): Entwicklungskrisen kompetent meistern. Der Beitrag der Selbstwirksamkeitstheorie von Albert Bandura zum pädagogischen Handeln. Heidelberg.

Weiner, Bernard (1994): Motivationspsychologie. 3. Auflage. Weinheim.

Weitere Quellen

Transkription Fokusgruppe, am 7.6.2009.

Verein gegen Wohnungslosigkeit (2007): Konzept. Krems.

Abbildungen

Abbildung 1: Unterschied zwischen Wirksamkeitserwartung und
Ergebniserwartung, Seite 20

Abbildung 2: Vierfelderschema der Attribution von Weiner, Seite 22

Diagramm 1: Zufriedenheit mit Angebot, Seite 54

Diagramm 2: Nachfrage/Wunsch, Seite 55

Diagramm 3: Allgemeine Zufriedenheit, Seite 55

Tabelle 1: Alter, Seite 46

Tabelle 2: Darstellung zur Frage 1, Seite 46

Tabelle 3: Darstellung zur Frage 2, Seite 47

Tabelle 4: Darstellung zur Frage 3, Seite 48

Tabelle 5: Darstellung zur Frage 4, Seite 48

Tabelle 6: Darstellung zur Frage 5, Seite 49

Tabelle 7: Darstellung zur Frage 6, Seite 49

Tabelle 8: Darstellung zur Frage 7, Seite 50

Tabelle 9: Darstellung zur Frage 8, Seite 50

Tabelle 10: Darstellung zur Frage 9, Seite 51

Tabelle 11: Darstellung zur Frage 10, Seite 51

Tabelle 12: Darstellung zur Frage 11, Seite 52

Tabelle 13: Darstellung zur Frage 12, Seite 52

Tabelle 14: Darstellung zur Frage 13, Seite 53

10 Anhang

Fokusgruppe – Fragenleitfaden

- Wie geht es ihnen im Moment mit dem Wohnen?
- Wie bewerten sie ihre Wohneinheit? (Ausstattung, Größe, Farben etc.)
- Wie erleben sie das Zusammenleben?
- Wie bewerten sie die Freizeitaktivitäten?
- Hausrunde – Einzelgespräche, wie erleben sie sie? (Nutzen, Änderungen)
- Was ist für sie anders – vorher/jetzt – die Veränderung – Wahrnehmung, Empfindungen?
- Was geht in ihnen vor? (In Bezug auf die Veränderung)
- Wie empfinden sie die Kontrolle? (Alkomat - Test, Wohnungskontrollen, Hausrunden etc.)
- Wie erleben sie die Zeit?
- Ist zu viel vorgegeben? (Strukturierung)
- Gründe – warum im ÜWH?
- Wie würden sie die Wohnungseinheiten gestalten? Was sollte auf keinen Fall sein/fehlen?
- Wenn sie die Wahlmöglichkeit hätten – „Buffet“ – was würden sie wollen?

Fragebogen

Alter: 18 - 30 ☐ 30 - 40 ☐ 40 - 50 ☐ 50 < 100 ☐

Geschlecht: Männlich: ☐ Weiblich: ☐

1) Wie lange sind Sie schon im ÜWH?

- Weniger als 3 Monate ☐
- Zwischen 3 und 6 Monaten ☐
- Zwischen 6 Monaten und einem Jahr ☐
- Mehr als 1 Jahr ☐

2) Was ist der Grund für ihre Anwesenheit?

- Delogierung ☐
- Obdachlosigkeit ☐
- Nach Krankenhaus oder Heim ☐
- Haftentlassung ☐
- Scheidung ☐
- Sonstiges: _____

3) Was bedeutet Privatsphäre für Sie?

- ein Ort des Rückzugs, wo ich ganz allein sein kann ☐
- ein Ort, wo ich mit Menschen in Ruhe privat reden kann ☐
- ein Ort, der mir ganz allein gehört und niemand ungebeten eindringen darf ☐
- Sonstiges: _____

4) Was würde ihre Privatsphäre fördern?

- Einzelzimmer ☐
- Aufenthaltsräume mit Nischen/Trennwänden ☐
- Meine Privatsphäre ist okay ☐
- Sonstiges: _____

5) Was stört Sie an den Kontrollen am meisten?

- fühle mich bevormundet ☐
- man ist unfreundlich ☐
- es ist mir peinlich ☐
- gar nichts ☐
- Sonstiges: _____

6) Wie sollte Kontrolle (Alkomat, Zimmerkontrolle etc.) aussehen bzw. wie würden Sie sie gestaltet haben wollen?

- Gar keine Kontrollen ☐
- Strengere Kontrollen ☐
- Die Kontrollen sollten allgemein lockerer sein ☐
- Die Kontrollen sind in Ordnung so wie sie sind ☐
- Sonstiges: _____

7) Welche Punkte würden helfen, damit Sie das ÜWH positiv erleben?

- Größere Wohnung bzw. Einzelzimmer/Singlewohnung ☐
- Einbindung in die soziale Struktur der Umgebung ☐
- Mehr Freizeitangebot ☐
- Mehr Unterstützung bei Wohnungs- Arbeitssuche ☐
- Ich erlebe das ÜWH als positiv ☐
- Sonstiges: _____

8) Welche Art von Beratung wünschen Sie sich?

- Einzelgespräche ☐
- Gruppengespräche ☐
- Sonstiges: _____

9) Welche Themen würden Sie in den Beratungen gerne behandeln?

- Persönliche Anliegen/Probleme ☐
- Wohnungs- Arbeitssuche ☐
- Sonstiges : _____

10) Welche Freizeitaktivitäten würden Sie wirklich motivieren?

- Spiele (Tischtennis, Badminton, Darts, etc.) ☐
- Sportliche Aktivitäten ☐
- Ausflüge (Museum, Natur, wandern, etc.) ☐
- Sonstiges: _____

11) Wie sollten Sozialräume gestaltet sein, damit Sie gerne jemanden einladen?

- Es sollte einen eigenen Besucherraum geben ☐
- Es sollte mehrere Aufenthaltsräume geben ☐
- Sonstiges: _____

12) Wie erleben Sie sich im ÜHW?

- von anderen gesteuert und kontrolliert ☐
- abhängig von anderen BewohnerInnen ☐
- wie zu Hause ☐
- in Kontrolle, autonom ☐
- Sonstiges: _____

13) Wie zufrieden sind Sie derzeit mit dem Übergangswohnheim?

- sehr zufrieden ☐
- zufrieden ☐
- mittelmäßig zufrieden ☐
- nicht zufrieden ☐

Eidesstattliche Erklärung

Ich, Klaus Korb, geboren am 7.5.1981 in Krems an der Donau,
erkläre,

1. dass ich diese Diplomarbeit selbstständig verfasst, keine anderen als die angegebenen Quellen und Hilfsmittel benutzt und mich auch sonst keiner unerlaubten Hilfen bedient habe,
2. dass ich meine Diplomarbeit bisher weder im In- noch im Ausland in irgendeiner Form als Prüfungsarbeit vorgelegt habe,

St. Pölten, am 14.9. 2009

Unterschrift